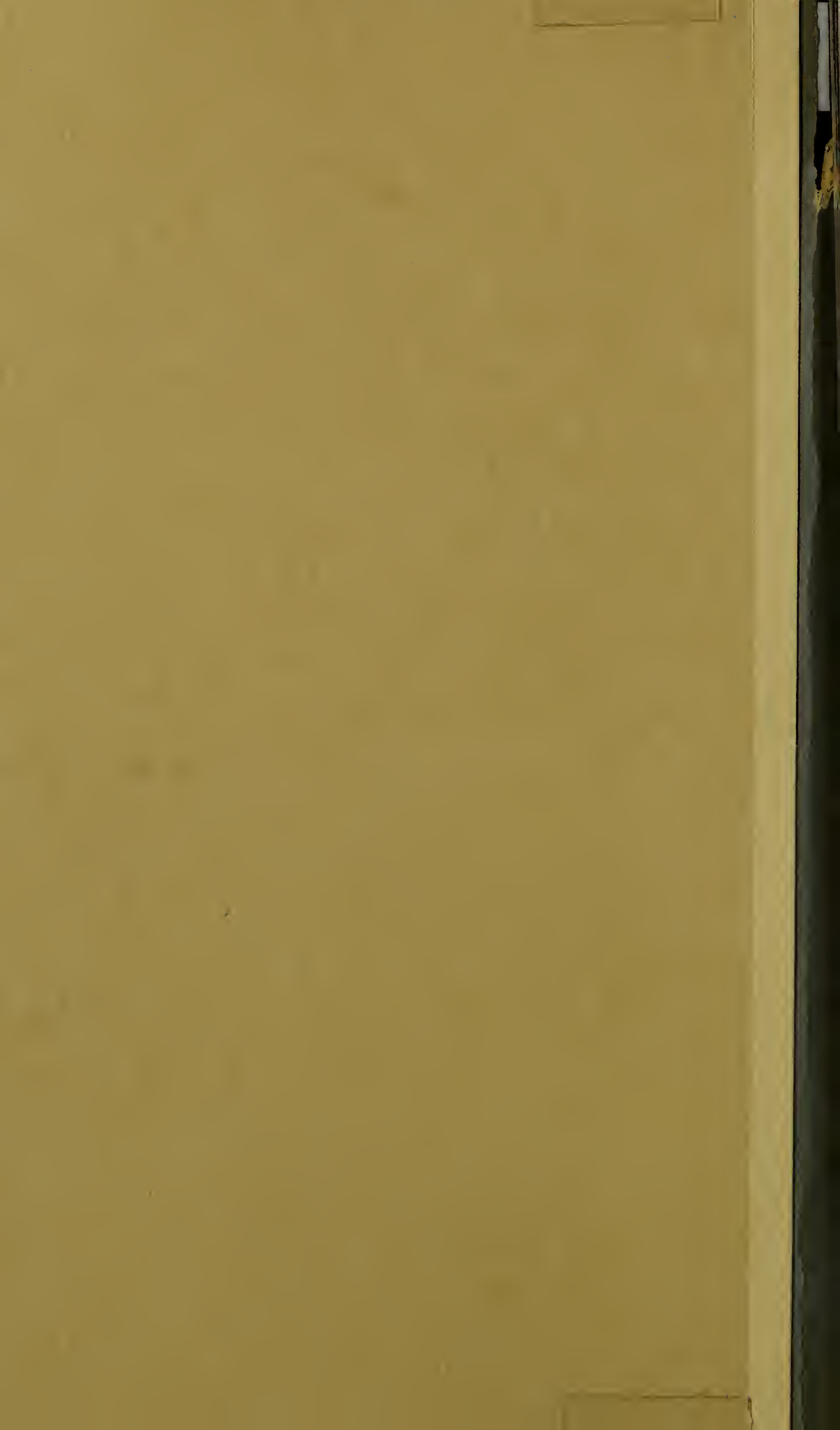

Aus Österreich.
IV. Band.
Der Leuchtthurmwächter
von Zaglawa
von
Baronin José Schneider-Arno.
Zweite Ausgabe.
Wien und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Braumüller
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung.
1901.



Aus Österreich.








José Schneider Arno
G.U. ph.

Aus Österreich.

IV. Band.

Der Leuchtthurmwächter von Baglawa

von

José Baronin Schneider-Arno,

Besitzerin der großherzoglich toscanischen großen silbernen und der herzoglich Sachsen-Meiningen'schen goldenen Verdienst-Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Zweite Auflage.

Wien.

Verlag von Wilhelm Braumüller

k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung.

1901.

Frau Commerzienrath

Maria Firnhaber

in München

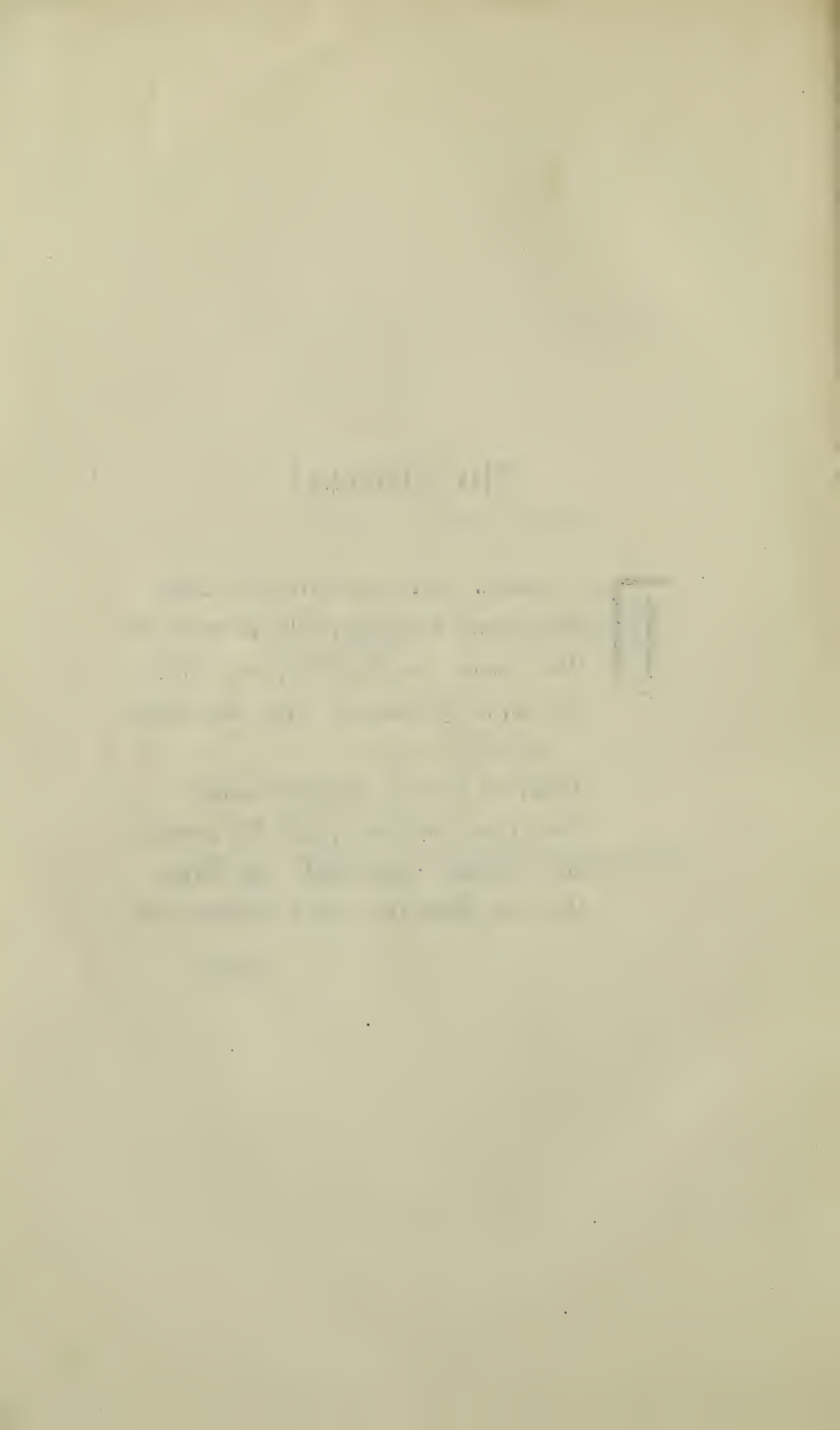
in warmer Dankbarkeit zugeeignet.

An Maria!

Der Freundin gibt man gern das Beste,
Auch wenn das Beste, ach, so wenig ist,
Weil anders als die Welt, voll Milde,
Sie uns're Herzensgabe prüft und mißt.

Drum sei Maria, Herzensfreundin!
Dies kleine Buch voll Freude Dir geweiht,
Als Zeichen meiner Lieb' und Treue
Und als Erinn'rung einer schönen Zeit.

José.



Inhalt.



Mechitharisten-Buchdruckerei, Wien, VII.

Der Leuchtthurmwächter von Zaglawa.



Ob jeder Freude seh' ich schweben
Den Geier bald, der sie bedroht.
Lenau.

Im Hafen von Fiume lag ein kleines Segelboot, das die Aufmerksamkeit der auf dem Molo spazierenden und den Dampfer von Abbazia erwartenden Leute erregte. Mit bunten Fähnchen geschmückt, bot es einen hübschen, freundlichen Anblick. Die ausgespannten Segel zeigten sonderbaren Bilderschmuck. Mit blauer und rother Farbe waren zwei Figuren darauf gemalt: ein Matrose und ein weibliches Wesen, die sich umschlungen hielten. So roh und skizzenhaft die Zeichnung war, es lag doch künstlerischer Schwung in den zwei schwebenden Gestalten. Die Seebrise trieb ihr neckisches Spiel mit dem Segel, das sie bald aufblähte, so dass man die Zeichnung ganz zu Gesicht bekam, bald zusammenzog. Im Boote, das mit Lorbeergewinden geschmückt war, lagen im bunten Durcheinander Töpfe, Krüge, Gläser

und Teller; ein Bündel Kleider, ein Bündel Wäsche, ein Sack voll Polentamehl, Orangen und Citronen, dazwischen Gemüse und Blumen. Ein Stilleben, das jedem Maler den Pinsel in die Hand gedrückt hätte.

Ein fünfzehnjähriger, dunkeläugiger Junge saß am Rande der Barke und bewachte die Schätze. Es hätte auch niemand daran gerührt, denn das Boot gehörte Giuseppe Lanzi, dem besten Schiffer im Quarnero, der so vielen beigestanden in Noth und Gefahr. Der Quarnero ist ein heimtückischer Geselle, der den Schiffern viel zu schaffen gibt und alljährlich seine Opfer fordert. Giuseppe's Brust schmücken zwei Rettungsmedaillen. Er ist auch ein glücklicher Fischer, und wenn es seine freie Zeit erlaubt, fährt er hinaus mit der Barke und bringt reiche Beute heim.

Sein Bruder Tonino, derselbe, der das Boot bewacht, ist der Künstler, der dem Segel so malerischen Schmuck gegeben. Auch an der Innenseite des Bootes hat er seine Kunst walten lassen. Mit verschnörkelten Lettern in Roth und Blau steht der Name „Rosina“, denn so und nicht anders durfte die „barca“ Giuseppe's heißen.

Und heute war Giuseppe's Hochzeitstag! Frühmorgens waren er und Rosina in der Pfarr-

kirche getraut worden, und nach dem bescheidenen Festessen wurden die Trauzeugen und Gäste verabschiedet, Tonino zur Barke geschickt, und das junge Paar wanderte zur Madonna di Tersatto hinauf, um das Versprechen einzulösen, das beide der Madonna gegeben haben.

Ja, die Rosina! Die war der Traum Giuseppe's gewesen von dem Augenblicke an, da er sie zum erstenmale gesehen hatte. Das war lange her. Sie war die Tochter eines Capitanos, der das täglich mit den Inseln verkehrende Post- und Frachtenschiff, die „Columbia“, befehligte, für ihn also fast unerreichbar; denn er war ein einfacher Steuermann auf dem Schiffe. Der Capitano, dessen Frau nach fünfjähriger, glücklicher Ehe gestorben war, nahm seine kleine, blonde Rosina oft auf das Schiff. Da saß sie oben bei dem Steuermann, und ihre großen, blauen Kinderaugen konnten sich nicht satt sehen an dem Meere, an den Bergen, an den dahinziehenden Wolken, an den possierlichen Delphinen, und endlich an dem jungen, ernsten Steuermann, der das Rad bald nach rechts, bald nach links drehte, dann wieder hinausstarrte in die duftige Ferne. Doch für Rosina gab es häufig einen freundlichen Blick, der sein hübsches Gesicht erhellte,

wie der Sonnenstrahl die blaue Flut. Giuseppe liebte das kleine, zarte Ding mit der ganzen Glut seiner Seele. Der Capitano konnte sich auf ihn, solange er am Steuerruder saß, verlassen. Er führte nicht nur die „Columbia“ gut und sicher, er gab obendrein auf sein Töchterlein acht. Solange Giuseppe's Dienstzeit am Steuer dauerte (es wechselten drei Matrosen im Zeitraume von je drei Stunden im Dienste ab), zog sich der Capitano in seine Cabine zurück oder verkehrte mit den wenigen Passagieren am Bord.

So saßen Rosina und Giuseppe allein auf luftiger Höhe, und die Kleine plauderte und ihre Blicke hiengen voll Erwartung an seinen Lippen. Es waren auch gar wichtige Fragen, die sie an ihn stellte: ob die großen Fische die kleinen fräßen, ob die Möven, welche das Schiff umflatterten, brave Vögel wären, ob er nicht einen der Delphine, die das Schiff mit possierlichen Sprüngen umtanzten, fangen könne. Wie sie da lachte, die kleine Rosina, und wie Giuseppe acht geben musste, dass sie sich nicht zu weit hinausbeugte über den Rand des Schiffes, wenn sie den Delphinen kleine Stücke rohen Fleisches zuwarf, wonach die gierigen Thiere hastig schnappten. Ja, es kam sogar vor, dass Giuseppe auf ein paar

Secunden sein Steuerrad verließ, um Rosina emporzuheben, damit sie besser sehen konnte, was auf dem Meere vorgieng.

So gieng es tagaus, tagein, bis zu ihrem siebenten Jahre. Das Schiff war ihre Kinderstube, und Giuseppe ihre Kinderfrau. Wurde er von seinen Kameraden abgelöst, nahm er sich kaum Zeit, zu essen oder zu schlafen, sondern erschien baldigst wieder an ihrer Seite, sich ganz ihrem Dienste widmend. Er ließ sich von dem süßen, kleinen Ding Haar und Schnurrbart zausen, mit dem rothen Seidentuche, das er um den Hals geschlungen trug, die Hände fesseln, oder auch Feigen und „Mandole“ in den Mund stecken, so viele, dass er die Backen voll hatte und, zu ihrem großen Ergötzen, nicht mehr Rede stehen, sondern sich nur durch Zeichen verständlich machen konnte.

Trotzdem Rosina fortwährend der salzigen Seeluft und der Sonne ausgesetzt war, bräunten sich ihre Wangen nicht. „Sie ist unter dem Lorbeer geboren,“ pflegte der Capitano zu sagen, und streichelte die bleichen, zarten Wangen seines geliebten Kindes, „solche Kinder bleiben immer blaß.“

War Rosina krank oder das Wetter zu schlecht und musste sie daheim bei der alten

Dienerin, der Teresa, bleiben, da gab es heiße Thränen ihrerseits, und Giuseppe that seinen Dienst mürrisch und verdrossen und verschlief seine freien Stunden. Doch brachte er ihr jedesmal etwas mit: eine schöne Muschel von Sansego, oder eine Blume aus Bersec, oder auch einen buntbemalten Topf aus Veglia mit der schönen Inschrift: Bevi Angelo! Trinke Engel! Und wie viel hatte er ihr zu erzählen: Von den Delphinen, die nach ihr ausgelugt, und von den Möven, die geschrieen hätten, weil sie nicht auf dem Schiffe gewesen, oder von den Kindern in Lussinpiccolo, die umsonst auf sie gewartet hätten.

Oft lieh er sich eine Barke, denn er besaß damals noch keine eigene, und fieng Scombri und Sardelline, sogar Orade, oder einen großen Grangevole, die schöne Meerspinne, und schickte seinen Bruder Tonino damit zum Capitano. Der Tonino erhielt dafür farbige Stifte oder gar einen Malkasten.

Für Rosina kam dann die böse Zeit der Schule; sie wurde zu den Nonnen geschickt und musste das Stricken, Nähen, Lesen und Schreiben lernen. Sie war begabt und lernte fleißig und brachte gute Zeugnisse heim. Aber das Sitzen im geschlossenen Raum schadete ihr, und sie begann

zu kränkeln. Ihre bleichen Wangen wurden durchsichtig, ihre Augen verloren den Glanz, sie war immer müde und wurde still und traurig. Giuseppe war trostlos, als er Rosina in diesem Zustande gewahrte. Eines Tages auf der Heimfahrt von Lussin nahm er seinen ganzen Muth zusammen und malte dem Signor Capitano die Krankheit Rosinas in so schwarzen, düsteren Farben, dass diesem angst und bange wurde und er es kaum erwarten konnte, heimzukommen, um sein geliebtes Kind vor dem sicheren Tode zu retten. Ja, er sah schon sein Alles, seine Rosina, bleich und regungslos auf dem Bette liegen. Giuseppe musste nun wieder seine ganze Beredsamkeit aufbieten, um seine eigenen Worte Lügen zu strafen. „Con tutta forza“, rief der Capitano immer wieder durch das Sprachrohr dem Maschinisten hinunter. Und con tutta forza glitt die „Columbia“ über die spiegelglatte Flut dahin und traf eine halbe Stunde früher als gewöhnlich in Fiume ein.

Kaum war das Schiff gelandet, eilte der Capitano über den Molo in die Stadt, hinauf zu der Altstadt, wo er im dritten Stock eines alten, kasernenartigen Gebäudes seine Wohnung hatte. Er nahm drei Stufen auf einmal, und als die Nachbarn ihm „buona sera, Signor Capitano!“

zuriefen, erwiderte er nicht wie sonst den guten Wunsch. Er stieß die Thür seiner Behausung auf, stürmte an Teresa, die gerade das Nachtmahl bereitete, vorüber, und als er Rosina am Fenster sitzend, über einem Buche eingeschlafen fand, das blasse Gesichtchen von blonden Locken umrahmt, fiel er auf die Knie und gelobte der Madonna, das Kind nicht mehr in die Schule zu schicken und auf ihre Gesundheit zu achten. Noch am selben Abend holte er den Signor Dottore, der ihm ein ärztliches Zeugnis schrieb: Die zwölfjährige Rosina Basatic müsse, in Anbetracht ihrer zarten Gesundheit, mit dem Schulbesuche längere Zeit aussetzen.

Als am darauffolgenden Tage die „Columbia" ihre tägliche Fahrt antrat, lag, in warme Tücher gehüllt, Rosina auf ihrem gewohnten Platze, Giuseppe stand am Steuerrad, und beide waren glückselig.

Rosina erholte sich bald; zeitweise musste sie zu den Nonnen gehen, aber sie erhielt öfter Urlaub als die anderen Mädchen, und viele Feiertage gab es auch. So fuhr sie oft mit ihrem Vater, der schon die Gebrechen des Alters herannahen fühlte. Sie saß nicht mehr müßig wie ehedem, sondern strickte und stickte, das blonde

Lockenhaupt tief über die Arbeit gebeugt. Sie war viel schweigsamer, und auch Giuseppe, der kräftig und breitschultrig geworden, verlor keine überflüssigen Worte. Wohl schielte er von seinem erhöhten Standpunkte hinüber auf die schlanke, anmuthige Mädchengestalt, und wenn sich zufällig ihre Blicke begegneten, dann lachten beide verlegen, und er machte eine blöde Bemerkung über das Wetter oder das Meer, indes sie eifrig weiter strickte.

Die zarten Aufmerksamkeiten von Seite Giuseppe's hatten nicht aufgehört, doch geschah alles verstohlen, mit einer gewissen Schüchternheit. Entweder lag ein Blütenzweig oder eine Orange auf ihrem Platze, oder, wenn sie heimgekehrt waren, fand sie einen Fisch an der Thür hängen, oder einen Lorbeerkranz um das Bildnis der Madonna geschlungen. Rosina ihrerseits säumte ein buntes, seidenes Tuch, das Tags darauf um Giuseppe's braunen Hals geknüpft war, oder sie schlang um seinen Sombrero einen Kranz duftender Lorbeerblüten.

Tonino aber, der in der nautischen Schule einen Freiplatz erhalten hatte und sich nebenbei unter der Anleitung eines Lehrers seiner Zeichenkunst widmete, bemalte noch immer in seinen freien

Stunden Schränke und Tische, Kannen und Krüge; ja sogar der Besen der alten Teresa, mit dem Rosmarinbuschen am Ende, zeigte decorativen Schmuck.

*

Wochen, Monate und Jahre giengen dahin. Eines Tages feierte Rosina ihren sechzehnten Geburtstag. Giuseppe war 24 Jahre alt.

Dieser Festtag musste natürlich auf der „Columbia" gefeiert werden. Rosina sah in ihrem blauen Kleide, mit dem weißen Spitzentüchlein um den Hals und dem blonden Lockenschmuck allerliebst aus. Groß und schlank, bewegte sie sich mit außerordentlicher Anmuth. Ihre Wangen waren nur sanft geröthet, aber trotzdem sah sie frisch und gesund aus, und aus ihren blauen Augen strahlte Lebensfrische und Lebenslust.

Giuseppe saß im Feiertagsgewand am Steuerruder.

Rosina fächelte sich mit einem kleinen, chinesischen Fächer, den Giuseppe auf ihren Platz gelegt hatte, Kühlung zu. Man war im Monat Juni.

Das Schiff glitt über die dunkelblaue Flut die Insel Cherso entlang. Die Felseninsel Zaglawa mit dem Leuchtthurm war in Sicht. Giuseppe

sang halblaut ein bekanntes Fischerlied. Seine dunkeln Augen ruhten mit unbeschreiblicher Liebesglut auf Rosina. Der Capitano, der in letzter Zeit sehr hinfällig geworden war, schlief unten in seiner Kabine. Sie waren allein. —

Giuseppe's Lied verstummte.

„Rosina!"

„Giuseppe che vuoi?"

„Rosina, ich kann nicht mehr ohne Dich leben!"

„Wir bleiben ja zusammen, Giuseppe."

„Ja, — aber, — Rosina, ich bin arm!"

„Ich auch, Giuseppe!" und Rosina lachte hell und fröhlich auf. „Auf dem Schiffe haben wir zu leben und der Padre hat gewiss etwas erspart."

„Ja, Du Rosina, Du bist die Tochter eines Capitanos, aber ich?" —

„O, Du!" und Rosina declamierte mit Pathos: „Du! Du bist der beste Steuermann, der beste Schiffer, der beste Fischer, der beste Mensch vom ganzen Quarnero. Das sagt der Padre alle Tage."

„Sagt er das? Gott segne ihn dafür!" und Giuseppe lüftete den Hut mit frommer Geberde und blickte gen Himmel. Dann seufzte er

tief auf. „Ich kann aber nicht Capitano werden, Rosina!"

„Das macht doch nichts. Du bleibst beim Padre."

„Und wenn der Padre — — —"

„Was? Giuseppe!" Rosina blickte ihn so angsterfüllt an, dass er das, was er sagen wollte, gewaltsam hinunterschluckte und verlegen hinzufügte: „Wenn der Padre sich pensionieren lässt?"

Rosina athmete erleichtert auf. „Ach was, dann führe ich ihm und Dir die Wirtschaft."

Giuseppe's Herz klopfte zum Zerspringen. Er hatte das Wort „Heirat" noch nicht ausgesprochen, sie aber nahm es als selbstverständlich an, dass sie bei und mit ihm bleiben müsse.

„Ich kann aber nicht daheim bleiben, Rosina, ich — — —"

„Du!" wie ein süßes Liebesflüstern kam dieses „Du" von Rosina's Lippen. Ihre sehnsuchtsvollen Blicke schweiften traurig über das im Sonnenglanze flimmernde, leuchtende, tanzende Meer. Sie sah aber nicht die Delphine, die umsonst ihre Sprünge machten und auf die guten Bissen warteten, die ihnen gewöhnlich zugeworfen wurden, sie achtete nicht der weißgefiederten Möven, die niedertauchten in die silberne Flut, um sich

dann wieder emporzuschwingen zum blauen Äther. Ihr ganzes Sinnen und Denken war erfüllt von ihm, dem ihre Seele angehörte. Ihr Auge blieb an dem Felsen-Eiland hängen, das, von den leuchtenden Wellen umspielt, im Sonnenglanze vor ihr lag. Rosige Glut ergoss sich über ihr feines Antlitz und, auf die Insel deutend, sagte sie lächelnd: „Du wirst Leuchtthurmwächter auf Zaglawa und wir ziehen zu Dir."

Das Schiff zog vorüber an dem weißen Hause von Zaglawa und Giuseppe und Rosina grüßten es als ihre künftige Heimat, als die Stätte ihres künftigen Glückes. Die Stelle des Wächters wurde in zehn Monaten frei, Giuseppe wird sich um dieselbe bewerben.

Die Heimfahrt war entzückend. Als die Sonne hinter dem Monte Maggiore verschwand, vergoldeten ihre letzten Strahlen Fiume, und das Wallfahrtskirchlein von Tersatto erglühte unter dem letzten Kusse des scheidenden Gestirns.

Rosina und Giuseppe schwiegen, aber in beider Herzen regte sich ein Gedanke, von beider Lippen stieg ein Gebet zum sonnenumleuchteten Madonna-Kirchlein empor.

*

Am darauffolgenden Tage fand die alte Teresa den Capitano todt im Bette. Er war über Nacht hinübergeschlummert ins Jenseits.

Rosina war in Schmerz aufgelöst, und Giuseppe konnte ihr nicht beistehen in diesen Schmerzensstunden ihrer ersten großen Herzenspein.

Die „Columbia" nahm ihren gewohnten Weg; doch ein fremder Capitano stand auf dem Verdeck. Giuseppe lenkte das Steuerrad; doch nicht so sicher wie sonst. Seine Augen versagten ihm den Dienst.

*

Tonino blickte auf seine silberne Uhr, ein Geschenk des verstorbenen Capitanos, und schüttelte missbilligend das Haupt. Das junge Paar ließ auf sich warten. Auf dem Molo hatten sich wieder die Hochzeitsgäste versammelt, um Giuseppe und Rosina noch einmal zu grüßen, ehe sie dahinsegelten zur einsamen, weltabgeschiedenen Insel Zaglawa. Die alte Teresa, die schon die vorangegangene Woche dahingefahren war, um das neue Heim der Rosina in Augenschein zu nehmen, konnte nicht genug erzählen von dem festen, schönen Hause und dem kleinen Garten, und von den Wundern, die Tonino dort vollbracht hatte. Seit Wochen hat er seine freien Sonntage dazu be-

nützt, die kahlen Wände des steinernen Hauses mit den verschiedenartigsten Frescomalereien zu schmücken. Alle Fische des Meeres, vom mächtigen Hai bis zur winzig kleinen Sardellina, alle Vögel des Himmels, alle Schiffe: der elegante Dampfer, das graziöse Segelboot, das schlanke Torpedo und die kleine Fischerbarke. Überall, in dem Wohnzimmer wie in der Küche, glänzten dem Eintretenden das blaue Meer und der blaue Himmel entgegen. Wolken gab es gar keine. Dies sollte ein Haus wolkenloser Freude sein für den geliebten Bruder und die schöne Rosina. Über der Eingangsthüre prangten die Namen „Giuseppe“ und „Rosina“, von einem Myrtenkranz umschlungen. Der frühere Leuchtthurmwächter war zeitig morgens nach Fiume gekommen, wo er im Hafen ein geselligeres Leben als Aufseher zu führen begann.

In Tersato löste das junge Paar sein Gelübde und opferte der schwarzen Madonna eine Votivtafel: das getreuliche Abbild des Leuchtthurms von Zaglawa inmitten einer dunkelblauen Masse, das Meer darstellend.

Hand in Hand eilten nun Giuseppe und Rosina zu dem Friedhofe, wo der Capitano unter dem blumengeschmückten Grabe ruhte. Die dunkeln Cypressen, die ernsten Pinien, die Trauerweiden

und Traueresсhen und der blühende Lorbeer machten die traurige Stätte der Todten zu einem herrlichen Garten; sie bewegten sich leise und rauschten geheimnisvoll.

Rosina kniete in Andacht und Trauer am Grabe. Giuseppe mahnte zum Aufbruch; denn die untrüglichen Anzeichen der nahenden Bora, die weißen, flockigen Wolken über den croatischen Bergen, wurden sichtbar. Schon heute Nacht musste er sein Amt als Leuchtthurmwächter antreten, und die Fahrt nach Zaglawa dauerte lange.

Und wieder gieng es Hand in Hand die steile Straße hinab. Athemlos erreichten die Beiden den Molo. Dort wurden sie von den Freunden mit Scherzworten empfangen und eiligst ins Boot befördert. Die erfahrenen Schiffer zeigten nach Osten, der Heimat der Bora, des unheimlichen Gastes im Quarnero. Diesem und jenem noch ein Händedruck, und addio! addio! erklang es vom Lande zum Schiff, und umgekehrt. „Vento in puppa“ rief noch ein wettergebräunter Matrose den Fahrenden zu.

Und hinaus aus dem Hafen, zwischen großen und kleinen Schiffen, in kunstvollem Bogen um die Boje, gleitet die „Rosina“ mit ausgespanntem Segel.

„Vento in puppa!“ Hei! wie das Schifflein dahinschießt, vom kräftigen Odem der Bora getrieben! Tonino lenkt das Steuerruder. Giuseppe und Rosina jubeln ihr Glück in die Welt hinaus. Kuss um Kuss wird getauscht, und die leidenschaftliche Glut, die jahrelang in beiden Herzen geschlummert, bricht nun in hellen Flammen aus. Tonino pfeift sich eins und bewundert die hübschen Schalen und Töpfe, die in einem Castuaner Korb nebeneinander liegen. Er wagt es nicht, hinüber zu schauen auf das Paar, ein unbewusstes Zartgefühl hält ihn davon ab. Dann und wann blickt er besorgt zum Himmel. Noch ist die Borina nicht gefährlich, im Gegentheil, sie treibt das Boot noch vorwärts. Doch stossweise kommt ein stärkerer Athemzug, und da schwankt die Barke bedenklich hin und her.

Sobald sich die Lippen des jungen Paares getrennt, beginnt ein süßes Zwiegespräch, und manchmal fällt, wie ein mitleidiges Almosen, ein Wort für Tonino ab. Es dreht sich alles, was sie sprechen, um das zukünftige Heim, um die gute, einträgliche Stellung, um den Signor Direttore, dessen Knaben Giuseppe aus den Wellen errettet. Dafür wurde er auch fünfzehn Bewerbern für den Posten des Leuchtthurmwächters auf Zag-

lawa vorgezogen. Die Madonna von Tersato ist eben eine gute Madonna. Wenn man ihr etwas verspricht, hilft sie immer. Das Bild war aber auch schön gemalt, und Tonino wird eifrigst dafür belobt. —

Ein starker Windstoß unterbricht das lebhafte Gespräch; ihm folgt ein zweiter — ein dritter — und nun bricht die Bora in ihrer ganzen Gewalt los. Die Töpfe und Schalen klirren im Korbe, die Orangen und Citronen rollen in der Barke umher. Das Segel droht zu zerreißen. Das Boot schwankt auf und nieder — auf und nieder! Man hört sein eigenes Wort nicht mehr. Die großen, schaumgekrönten Wellen prallen zischend an dem Boote ab; ihr Gischt ergießt sich wie ein Sprühregen darüber. Rosina legt sich flach in das Boot. Giuseppe hält die Segelstange mit eisernem Griff. Auf und nieder! — Auf und nieder! Hu! wie das braust und heult und zischt! — Wie das Wasser schon überfließt über den Rand des Bootes. Tonino, leichenblass, schöpft — eine Sisiphusarbeit! Giuseppe murmelt etwas zwischen den Zähnen — ists ein Fluch — ists ein Gebet? Niemand weiß es! Rosina betet zur Madonna di Tersato und umklammert ihr Scapulier!

Die Bora singt ihr wildes Siegeslied! Zaglawa ist in Sicht! Vielleicht noch zwanzig Minuten und sie sind gerettet! Heute Nacht gilts ja zum erstenmale das Licht anzuzünden auf Zaglawa — in solcher Sturmesnacht ists vonnöthen! Heute Nacht! In der Brautnacht! Giuseppe sendet ein heißes Gebet himmelwärts! Weiße Wolken jagen am Himmel in Sturmeseile dahin; weiße Wellen jagen auf dem Meere!

Ein Dampfer ist in Sicht! Die „Columbia" ists, die auf ihrer Heimfahrt im Hafen von Cherso Schutz sucht! Giuseppe schreit — Tonino secundiert! Umsonst, die Hilferufe werden von dem Brausen des Sturmes und dem Tosen des Meeres verschlungen. Die „Columbia" verschwindet in der Bucht von Cherso!

Rosina und der Leuchtthurm! Diese zwei Begriffe halten, wie mit eisernen Klammern, Giuseppe's Denkvermögen in Banden! Rosina liegt ausgestreckt im Schiffe, vom weißen Gischt überflutet; sie wimmert leise. Sie betet nicht mehr, die Sinne vergehen ihr! Eine Sturzwelle folgt der anderen, eine höher und mächtiger als die andere. Das Schiff ist voll Wasser, Tonino schöpft nicht mehr. Sein Auge starrt wie geistesabwesend den Bruder an. — Der Leuchtthurm

— Rosina! — Die Stunde des Versinkens ist nahe! Der Leuchtthurm! — Giuseppe beugt sich zu Rosina, umfängt sie mit bebenden, doch starken Armen. Nun kommt sie, die schäumende, zischende Welle in geschäftiger Eile — sie bricht sich nicht am Boote — hinauf, hinauf mit ihm — und dann hinab — hinab — darüber hinweg, und weiter zum Felsen von Zaglawa, wo sie, hoch aufspritzend, schäumend zerschellt! —

*

Der Leuchtthurmwächter von Zaglawa hat seine Schuldigkeit gethan! Weithin leuchtete die Flamme in furchtbarer, windumtoster Schreckensnacht. Schiffbrüchige wurden von allen Seiten gemeldet. Die Bora hat seit Menschengedenken nicht so gewüthet! Der Leuchtthurmwächter von Zaglawa hat seine Schuldigkeit gethan! Die Madonna hat ihn beschützt!

*

Die Freunde Giuseppe's und Rosina's beschlossen acht Tage später, ihn zu besuchen, und fuhren auf spiegelglatter, dunkelblauer Flut zur Insel.

Wie hübsch sich das Haus ausnahm mit dem reichen Bilderschmuck! Im Gärtchen davor blühte

und duftete es wonniglich! Ja, ja, der Giuseppe war vom Glücke begünstigt! Alles hatte er erreicht. Doch wo steckte er denn? Und die schöne Rosina — wo war sie? Doch nicht zu den Inseln gegefahren? —

Und Giuseppe?

Herrgott im Himmel! Da stand er vor ihnen — ein Geist — kein Mensch! Ein Greis mit weißem Haar und eingefallenen Wangen und entsetzlich traurigen Augen! — Giuseppe! — Er sieht die Männer einen nach dem anderen an, kein Wort kommt über seine Lippen — Giuseppe! In nome di Dio! Rosina? Und, da er diesen Namen wieder von menschlichen Lippen hört, da wirft er sich in die Arme des alten Tomaso und bricht in lautes, herzzerreißendes Schluchzen aus! — Jetzt kann er endlich sein unsagbares Weh menschlichen Ohren klagen. Volle acht Tage hat er es nur in die Luft hinausgeschrieen, und niemand hat ihm Antwort gegeben, als die Wellen da unten, die Rosina verschlangen. Todt die Rosina! Todt der Tonino! Nur er kam lebend an's Ufer, mit übermenschlicher Kraft, um seine Pflicht zu erfüllen in der ersten Nacht! In der Brautnacht!

Wie ein lang gedämmter Strom brach das übermenschliche Weh in herzzerreißenden Klagen

los. Und als die Freunde abends von ihm schieden, brach auch ihnen schier das Herz um den Kameraden!

*

Das Licht auf dem Leuchtthurm von Zaglawa leuchtet dem Schiffer allnächtlich im Quarnero!

Am guten Brunnen.

Eine Dorfidylle aus dem Gasteiner Thale.





Wenn du zu meinem Schätzel kommst,
Sag: Ich ließ sie grüßen;
Wenn sie fraget, wie mir's geht,
Sag: Auf beiden Füßen;
Wenn sie fraget, ob ich krank,
Sag: Ich sei gestorben;
Wenn sie an zu weinen fangt,
Sag: Ich komme morgen.
(Des Knaben Wunderhorn.)

Hoch oben im kühlen Grund zwischen Erika und Enzian entspringt der klare Quell; unten beim Eingang des Dorfes plätschert der Brunnen tagaus, tagein. Und weil sein Wasser so kalt und so gut ist, heißt er der „gute Brunnen", und der ganze Grund um ihn herum, das Körblerhaus, und das Berghauser Wirtshaus und die von barmherzigen Schwestern geführte Pension und Wiese und Feld, all dies heißt im Volksmund: „Zum guten Brunnen".

Dirndln und Burschen, Weiblein und Männlein, Touristen und Sommergäste wandern schon seit Jahrzehnten an dem Brunnen vorüber.

Mancher müde Wanderer vergönnt sich einen kühlen Trunk aus dem Zinnbecher, den eine mitleidige Seele für den Brunnen gestiftet hat. Ganze Generationen sind an ihm vorbeigezogen: Das Kind, das vom hochgelegenen Bauernhause in die Dorfschule geht, die junge Bäuerin mit dem Neugeborenen, das sie in der Kirche einsegnen läßt: der Pfarrer mit dem Allerheiligsten auf dem Versehgang zu einem Sterbenden, der Leichen- und der Hochzeitsbitter. Hungersnoth und Erntesegen, Krankheit und Lustbarkeit ist übers Thal gezogen. Der Brunnen ist nie versiegt und rieselt und gurgelt weiter. Vor mehr als dreihundert Jahren löschte er den Durst der fleißigen Bergknappen. Damals gab es Dank der ergiebigen Gold- und Silberbergwerke, viel Geld und Reichthum im Thale. Aber Schneelawinen verschütteten die Stollen; der Religionskrieg zerstörte den Frieden und die Eintracht. Übermut und Hochmut wurden zu Fall gebracht. Der Brunnen aber plätschert gerade so wie damals. Er hat mir vieles erzählt aus längst- und halbvergangener Zeit, viel Ernstes und Trauriges, aber auch manche lustige Geschichte. Vieles habe ich schon vergessen, aber die Liebesgeschichte vom Simmerl, der Rosei und Gretei habe ich mir gut gemerkt.

Liebesgeschichten, so sehr sie einander in den Grundzügen gleichen, sind doch immer wieder ein Born der Erfrischung für die Menschheit. Sie kommen aus der Tiefe des menschlichen Herzens, wie der Quell der Tiefe der Erde entsteigt. Sie befruchten die schönsten Blüten unseres Daseins, wie der Quell den Enzian und die Erika befruchtet, und aus ihnen schöpft man immer wieder die Poesie des Lebens, wie aus dem Brunnen das köstliche Naß.

*

Der Körbler Simmerl war der hübscheste und begehrteste Bursche im ganzen Thale. Kräftig und ebenmäßig gebaut, stach er mit seinem schwarzen Haar und den dunkeln glänzenden Augen von den übrigen Bauernburschen vortheilhaft ab. Simmerl's Großmutter väterlicherseits war eine Wälsche aus Treviso, daher der südliche Einschlag im Blute. Er war aber nicht nur der hübscheste sondern auch der wohlhabendste Bauer, eine sogenannte gute Partie in dem ziemlich verarmten Thale. Mit der wälschen, schwarzäugigen Großmutter, die im nahen, weltberühmten Badeorte einen einträglichen Obsthandel betrieben hatte, war viel Geld ins Körblerhaus gekommen. Simmerl's

Vater, der schon draußen auf dem stillen Friedhof lag, war auch ein guter Sparmeister gewesen und hatte Hof und Feld, Wald und Wiese im besten Zustande zurückgelassen. Simmerl's Mutter, ein dürres Weiblein mit spitzer Nase und noch spitzerer Zunge, führte ein strenges Regiment und war weit und breit gefürchtet. Sie duldete keinen Widerstand. Biegen oder Brechen war ihre Devise. Sie hielt viel auf die Frömmigkeit und die „Muralität". Sie gieng nicht allzuoft in die Kirche, weil sie sich nur ungern von Haus und Hof entfernte. Sie entschädigte aber den lieben Gott für ihre Abwesenheit durch geweihte Kerzen und durch Blumensträuße für die kleine Klosterkapelle. Der Rosenkranz schien an ihrem Arm angewachsen und während der Arbeit bewegte sie ihre Lippen im Gebete. Ora et labora, war ihre Lebensregel. So kam es öfter vor, dass sie die irdischen Dinge in die himmlischen mengte und Gebet und Schimpfwort in einem Athem über ihre Lippen kamen, zum Beispiel: „Gegrüßt seist Du Maria, Du bist" — und nach einem spähenden Blick auf die Wiese, wo die Kuhdirn ihres Amtes waltete, mit drohender Geberde: „Lisei, du dumm's Mensch, wirst glei die Viecher hoamtreiben, sichst nit, dass zu regnen anhebt." Dann wieder: „Der

Herr ist mit dir, Du bist gebenedeit" — „Na so a dumm's Mensch, jetzt lasst sie gar das Kalbei das nasse Gras fressen".

So berührten sich Himmel und Erde sehr oft im Laufe des Tages. Die Bäuerin war aber nicht nur mit ihren Mägden und Knechten, sondern auch mit ihrem Sohne von drakonischer Strenge. Als Kind machte er sehr oft die nahe Bekanntschaft mit dem Stocke und kein Kind im Dorfe stand unter strengerer Zucht als er. Sobald er dessen fähig war, musste er im Kloster bei der Messe ministrieren, und es gab für die Körblerin keine größere Freude, als wenn die geistlichen Herren, die sich im Sommer in der Nonnenpension einmieteten, dem Simmerl Lob spendeten. Ihr größter Herzenswunsch war auch der, dass ihr Sohn sich dem geistlichen Stand widmen würde, und sie von ihm per „Herr Sohn" sprechen könnte. Doch zum geistlichen Stand fühlte Simmerl nicht die geringste Lust. Auch das Ministrieren gehörte nicht zu seinen Lieblingsbeschäftigungen, nur der gute Kaffee und das große Stück Milchbrot nach der Messe, schienen ihm sehr begehrenswert. Für die Küchenschwester Berthillia, die den ganzen Tag mit hochgerötheten Wangen am Herde stand, hatte er eine ganz besondere Zuneigung

gefaßt, und mehr als einmal, wenn seine Mutter den frommen Bua noch in der Kapelle vermuthete, entdeckte sie ihn in der Klosterküche mit strahlenden Augen und fettglänzenden Wangen. Da gab's ein Keifen ohne Ende und Simmerl's Wangen glichen bald jenen seiner angebeteten Schwester Berthillia.

Wenn die dicke Berghauserin ihrer Nachbarin, der Körblerbäuerin, Vorwürfe machte über ihre allzugroße Strenge, schüttelte die Körblerin ungeduldig das Haupt und erwiderte: „Frau Nachbarin, des verstehts eng nit, des is wegen der Muralität".

Dieses Moralitätsprincip hielt Simmerl's Mutter auch dann noch aufrecht, nachdem dieser seine militärische Dienstzeit hinter sich hatte und mit einem kühngedrehten Schnurrbärtchen und Emancipationsgedanken heimgekehrt war. Er war gut geartet und arbeitsam, aber das wälsche Blut regte sich in seinen Adern. An Gelegenheit zum Fensterln und Liebäugeln fehlte es ihm, dem schmucken Körblerbua, nicht, denn die Dirndln im Orte waren nicht von den Sprödesten. So oft Simmerl die lange Dorfstraße hinabfuhr mit seinem Hansei, dem kräftigen Pinzgauer, und seine Peitsche knallen ließ, liefen die Dirndln auf die Straße hinaus und brachten dem Hansei Zucker

und dem Simmerl zuckersüße Reden. Je weiter er sich vom väterlichen Hause entfernte, desto kühner und unternehmender wurde er und desto langsamer gieng der Hansei, als ob er mit seinem Herrn im vollsten Einverständnisse handelte. Die zwei hübschesten Dirndln aber, die des Simmerl's großes Herz am meisten beschäftigten, waren die Gretei und die Rosei, die bei der Berghauserin im Dienste standen. Der erste Stock des kleinen Hauses wurde im Sommer an eine Familie aus Wien vermietet. Da bediente Rosei, die Ziehtochter der Wirtin. Unten im Gastzimmer und im Wirtshausgarten schenkte Gretei Bier und Wein aus und bediente die Gäste.

Die Rosei mit braunen Schelmenaugen und braunem, gelockten Haar, die Gretei blond und blauäugig. Die Rosa gutmütig, doch etwas leichtsinnig, die Gretei leidenschaftlich mit moralischen Grundsätzen. Die Rosei blutarm — die Gretei im Besitze eines Antheils an einem kleinen Bauerngute im Pongau. Beide bis über die Ohren in den Simmerl verliebt.

Simmerl befand sich in einem gar eigenthümlichen Zustande. Sein Herzensbarometer stieg und sank für Rosei und Gretei in ganz unberechenbarer Weise. Gelegenheit, den zwei Dirndln

zu begegnen, gab es genug. Einige Schritte vom Körblerhaus entfernt, doch durch einen Mauervorsprung gedeckt, befand sich der gute Brunnen. Sein lautes, aufdringliches Plätschern übertönte jedes Gespräch, das in seiner Nähe geführt wurde. Aus dem guten Brunnen schöpften Rosei und Gretei. Da gab es denn ein fortwährendes Hinüber- und Herüberlaufen, so dass man hätte glauben können, in der Wirtsstube drüben werde statt des Bieres und Weines, pures Wasser ausgeschenkt, und die Herrschaft im ersten Stocke gebrauche eine energische Kneippcur.

Rosei, unstreitig die Klügere von den Beiden, verständigte Simmerl von ihrem Kommen durch einen langgedehnten Pfiff.

„Wenn nur d' Rosei des Pfeifen lassen thät", bemerkte eines Tages die Körblerin zur Berghauserin. „Da woant ja d' Muttergottes, wenn a Dirndl pfeift".

„Da lacht aber der Simmerl", dachte Rosei und pfiff lustig weiter.

Der allerbeste Zeitpunkt für die Zusammenkünfte am guten Brunnen war der des Kuhmelkens, fünf Uhr morgens und fünf Uhr nachmittags. Da war die Körblerbäuerin im Stall und hielt ihren Melkkühen „der Segen, der Butter und der

Milchei", so hießen nämlich die drei Kühe, die sie nicht auf die Alpe geschickt hatte, eindringliche Reden. Sie ermahnte sie, mehr Milch zu geben, sie drohte ihnen, erzählte ihnen von den anderen Kühen des Ortes, die weniger zu fressen bekamen und mehr Milch gaben. Sie streichelte und lobte sie und fluchte und schimpfte in einem Athem. Die Butter, die Segen und die Milchei blickten sie mit ihren junonischen Kuhaugen verständnisvoll an und ließen ab und zu ein langgedehntes Muh ertönen. „A Kuh", meinte die Körblerin, „is mer lieber als a Mensch, die versteht eam doch und thuat nit alleweil widersprechen".

Während die Körblerin in ihrem Stall solche Zwiegespräche hielt, wurde am Brunnen eifrig geschäkert.

„Beim ersten Kuss, den der Simmerl an Dirndl gibt, muaß i' dabei sein", hatte die Körblerin einmal der Frau Nachbarin gesagt. Rosei und Gretei, der Simmerl und der Brunnen verriethen nicht ihr Geheimnis.

Zur Erntezeit ergieng es den drei Liebenden am besten. Eines der Felder der Körblerin lag gerade hinter dem Wirtshausgarten. Da schnitt Simmerl das Korn und ließ die im Sonnenglanze blitzende Sichel durch die goldene Frucht sausen.

Dabei pfiff er sich eines oder ahmte, indem er ein Blatt zwischen die Zähne nahm, die Singvögel so täuschend nach, dass die vorüberwandelnden Touristen stehen blieben und lauschten.

Nachdem das Korn geschnitten war, halfen die Rosei oder die Gretei oder Beide, die Halme in Büscheln zusammenzubinden, und Simmerl steckte sie der kreuz und quer auf die in gleichen Zwischenräumen von einander in der Erde steckenden Stangen. Gleich Noemi der Ährenleserin, las auch Gretei die noch übriggebliebenen auf der Erde liegenden Halme auf. Jeder Halm ist kostbar und bedeutet Brot für die Armen; kostbarer noch im Gebirgslande als irgendwo anders. Da wird der Mutter Erde jedes Stück Wiese und Feld und Acker mit unsäglicher Mühe und Arbeit abgerungen.

Die Gelegenheit ist wie eine Wolke; sie geht rasch vorüber, sagt ein altes Sprichwort. Simmerl und Gretei kannten wahrscheinlich den Wortlaut dieses Spruches nicht, aber sie handelten ganz in dessen Sinne. Sie dehnten die Gelegenheit so lang als möglich aus und hielten oft in ihrer Arbeit inne, um unter dem Schutze der Getreidebündel ihre Gedanken und — Küsse auszutauschen. War aber die Körblerin in Sicht, dann stoben sie wie zwei Vögel auseinander und betrieben

ihre Arbeit so eifrig, dass Simmerl's Mutter ganz begeistert zur Berghauserin sagte: „Des san zwa kreuzbrave Kinder, der Bua und das Dirndl, se san muralisch und arbeitsam". Die dicke Wirtin lächelte verschmitzt. Sie hatte einen viel weitgehenderen Moralitätsbegriff als ihre Nachbarin und gönnte ihrer Gretei den reichen Bauernsohn. Nichts hätte sie mehr erfreut, als Gretei in das schöne Körblerhaus einziehen zu sehen als Simmerls Braut.

Das Körblerhaus war eines der stattlichsten Anwesen im Orte. Fest aus Stein gebaut, mit steinbeschwertem vorspringendem Giebeldach und einer hübsch geschnitzten Holzgallerie. Der Farbenschmuck der Wände war ganz eigenthümlich zusammengestellt und das Kunstwerk Simmerl's. Das Mauerwerk war himmelblau, die Holzgallerie ockergelb und die Fensterladen waren grasgrün angestrichen. Außerdem war die Front des Hauses durch einen weißen Querstrich getheilt. Auf diesem Strich stand der sinnige, fromme Spruch:

„Wir bauen hier so feste und sind doch fremde Gäste,
Und wo wir sollen ewig sein — da bauen wir so
wenig ein."

Die Körblerin baute für die Zeitlichkeit und für die Ewigkeit zugleich ein. Sie wusste ihre

Frömmigkeit mit ihrem Speculationsgeist harmonisch zu verbinden. Sie scheute sich nicht, die kräftige Kuhmilch etwas zu vermehren, das heißt sie zu verdünnen, um im Sommer allen Anforderungen gerecht zu werden, die an sie als Milchlieferantin gestellt wurden. Sie beschwichtigte ihr Gewissen mit der Ausrede, dass die Städter die starke Landmilch nicht wohl vertrügen. Auch mit dem Maße stand sie beständig auf Kriegsfuß. Sie verließ sich nur auf ihr Augenmaß, das sie manchmal, doch nie zu ihrem Nachtheil, im Stiche ließ. Kam dann und wann eine Klage hierüber, spielte sie sich auf die naive, unschuldige Bäuerin hinaus und lachte sich dabei ins Fäustchen, und dachte: Die Körblerbäuerin ist in ihrer Dummheit noch alleweil g'scheidter als die Stadtleut. Wie sie sich in solchen Fällen mit der Frömmigkeit abfand, darüber schweigt der Brunnen.

Je nachsichtiger die Körblerin in solchen Dingen gegen sich war, umso strenger wurde Simmerl gehalten. Um neun Uhr abends musste er daheim sein; „denn“, sagte sie, und bemühte sich bei solchen tendenziösen Aussprüchen hochdeutsch zu reden: „die Dunkelheit ist die Feindin der Muralität“. Um ihres Sohnes vollkommen sicher zu sein, verschloss sie die Thüre seiner Stube,

die an ihre Kammer stieß. Dann schlief sie, vollkommen beruhigt, den Schlaf des Gerechten. Dass Simmerl es jemals wagen dürfte, aus seinem tiefgelegenen Stubenfenster auf die Straße zu steigen, dieser Gedanke lag für die Körblerin vollständig außer dem Bereich der Möglichkeit. Simmerl ließ die drakonische Maßregel ruhig geschehen und hegte darüber seine eigenen Gedanken.

*

Sobald das Gebetläuten vorüber war, athmete Rosei erleichtert auf, denn Gretei musste im Schankzimmer oder im Wirtshausgarten die Gäste bedienen. Bis tief in die Nacht musste sie ihnen zutrinken, wie es auf dem Lande Sitte ist, und sich in ihre politischen Gespräche einmischen. Die Berghauserin verfiel meistens um zehn Uhr in süßen Schlummer und erwachte erst, wenn der letzte Gast ziemlich angeheitert und geräuschvoll die Wirtsstube verließ. Dann wurde die Hausthüre gesperrt. Die Hausfrau nahm ihre Katze die schwarze Murrai, Gretei die gescheckte Pinkei auf den Arm, und Beide zogen sich in ihre Schlafstuben zurück. Rosei schlief im ersten Stock in einem kleinen Eckstübchen. Gretei nahm ihr Kätzchen, die Pinkei, mit ins Bett und vertraute

ihm alle ihre Sorgen und Gedanken, ihre Regungen der Eifersucht an. Sie klagte über Simmerl's Wankelmut und Rosei's Falschheit. Manche Thräne fiel auf Pinkeis Fell. Diese schmerzvollen Ergüsse wollten der Katze durchaus nicht behagen. Sie drückte sich fest an die Wand, oder, wenn das nichts nützte, ließ sie, zwar nur sanft, aber dennoch ihre Krallen fühlen. In Gretei war schon einigemale der Verdacht aufgestiegen, Simmerl und Rosei hätten sich in der Nacht ein Stelldichein gegeben. Rosei's Kämmerchen gieng auf die Straße, das ihre in den Gasthausgarten. Jedes Geräusch, das sie vernahm, verursachte ihr Eifersuchtsqualen.

*

Simmerl hatte schon einigemale den sündhaften Wunsch ausgesprochen, „d' Muatta möcht auch mol a Bissel marodi werden", damit seine freie Bewegung etwas weniger beschränkt würde. „So an Infulenza, wie die Häuselbäuerin oder 's „Ramatische" wie die Berghauserin, die dann in der Stuben bleiben muaß."

Und siehe da, eines schönen Tages im Monate August gieng ihm auch dieser sündige Wunsch in Erfüllung. Infolge eines jener Wetterstürze, die im Hochgebirge so oft vorkommen,

hatte die Körbelbäuerin richtig das „Ramatische“ bekommen und schleppte sich nur mühsam im Hause umher. Auf dem Berg lag der Neuschnee. Der Gletscher leuchtete blütenweiß ins Thal, denn die Sonne schien wieder warm und hell, nachdem es, wie die Bauern im Orte sagen, tüchtig „abi-g'schnieben“ hatte. Des Nachts stand der Mond im letzten Viertel, wie eine goldene Scheibe am Himmel.

Die Krankheit der Körblerin war ein Ereignis in der ganzen Nachbarschaft. Man hörte nicht schreien und zanken, alles gieng still vor sich. Die barmherzigen Schwestern begaben sich eine nach der anderen zu der Patientin, die ihre Schmerzen, so gut es gieng verbeißend, ingrimmig in ihrer Stube, in Tüchern eingehüllt, auf und ab spazierte und trotz allen Zuredens nicht das Bett hüten wollte. Das Kranksein war ihr ein Greuel. Sie gebrauchte alle Mittel, die ihr gebracht und angerathen wurden, nur um bald wieder gesund zu werden. Gretei wurde mehrmals des Tages zur Frau Nachbarin geschickt; bald mit einem Thee oder einer kräftigen Suppe, bald mit irgend einem Wundermittel gegen das Ramatische. Die Körblerin war dem Dirndl gut. Hätte sie aber gesehen, wie ihre Samariterin

jedesmal, ehe sie zu ihr in die Stube kam, am guten Brunnen mit dem Simmerl scherzte und lachte ohne jegliches Mitleid für die arme Leidende, sie hätte wahrscheinlich den Wunderthee sammt dem Topf oder die Salbe, der Überbringerin an den Kopf geschleudert. — — —

Rosei hatte böse Tage. Von ihrem Stubenfenster hatte sie Gretei beobachtet. Die vielen Gänge zum Körblerhaus, das lange Ausbleiben Gretei's waren ihr nicht entgangen. Sie wurde nachlässig im Dienste, weil sie von ihrer Arbeit weg immer wieder an das Fenster lief, um ihre Rivalin zu sehen. Die Herrschaft beklagte sich über sie bei der Wirtin und die Berghauserin gab ihr einen strengen Verweis.

Sie zerbrach sich den Kopf, wie sie es anstellen konnte, um auch ins Körblerhaus gehen zu können. Die Liebe ist erfinderisch und auch für Rosei fand sich ein Ausweg. Sie ließ einfach die Milch, die sie auf dem Herde für den Jausenkaffee der Herrschaft kochen sollte, überlaufen und war dadurch gezwungen, zur Körblerin um Ersatz zu gehen. Die Milchkanne in der Hand, lief sie so rasch die Stiege hinab und zur Hausthüre hinaus, dass sie Gretei, die gerade mit einem Glas Bier aus dem Keller kam, fast umrannte.

Ohne Gretei's zornigen Ausruf zu beachten, eilte sie weiter zum Körblerhaus.

Sie blieb länger als eine Viertelstunde aus. Während dieser Zeit saß Gretei mürrisch auf der Ofenbank im Schankzimmer, die scheckige, schnurrende Pinkei auf ihrem Schoße.

Endlich kam Rosei heim, sittsam, mit niedergeschlagenen Augen, die Milchkanne am Arme, das Bild der Jungfräulichkeit und Unschuld. Nachdem die Herrschaft endlich ihren Kaffee bekommen hatte, sprach die Hausfrau ihr Erstaunen über den ungewöhnlich vorzüglichen Rahm aus. (Die Körblerin hatte infolge des „Ramatischen" die Verdünnung desselben vergessen.) Rosei aber begab sich in ihr Stübchen, nahm aus der Tischlade ein abgegriffenes Buch und sich an das Fenster setzend, begann sie ihre alltägliche Lectüre.

Im verflossenen Sommer wohnte in dem Häuschen eine Schriftstellerin, die eine kleine Bibliothek ausgewählter Bücher mitgebracht hatte, unter anderen auch eine Anthologie deutscher Gedichte. Rosei war nicht ganz ungebildet und nichts konnte sie mehr begeistern, als wenn sie der Schriftstellerin zuhören durfte, so oft diese das eine oder das andere Gedicht laut vorlas. Ehe die Dame das Häuschen verließ, um wieder in

die Stadt zu ziehen, durfte sich Rosei aus der Sammlung einige Gedichte abschreiben. Eigenthümlich war die Wahl, die sie getroffen. Die Kindsmörderin von Schiller, die Grenadiere von Heine und Bürger's Leonore zählten zu ihren Lieblingsgedichten. Befiel sie, wie heute, eine sentimentale Stimmung, dann kam das Buch ans Tageslicht und sie las halblaut vor sich hin. Doch litt es sie nicht lange, ruhig dazusitzen und der Dinge zu harren, die da kommen sollten. Bald stellte sie sich vor den halberblindeten Spiegel, der an der Wand hieng und glättete ihr Haar, bald beugte sie sich zum Fenster hinaus und überzeugte sich, ob die Leiter noch auf demselben Platze stand, wo der Dachdecker sie stehen gelassen hatte. Das ganze Haus war so nieder, daſs es nur eines kurzen Aufstieges bedurfte, um zu Rosei's Fenster zu gelangen.

Die Abendschatten legten sich schon auf die Berglehnen, indeſs die Spitzen derselben noch hell aufleuchteten im letzten Kusse der Sonne. Rothe Wölkchen schwebten am Firmamente und der Gletscher im Osten erglühte immer stärker und stärker im Wiederschein der Abschiedsstrahlen des sinkenden Gestirns. Endlich schwand auch der letzte Zauber, den Gott Helios über Berg und

Thal ergossen und die Natur ward vom Ernst und der Weihe des Feierabends erfaßt.

Nicht lange und es erschien hier und dort ein kleiner Stern am Firmamente, ganz bescheiden flimmernd in Erwartung des aufgehenden Mondes. Freundlich blinzelten sie hernieder und schienen Rosei zuzuflüstern: Seit Äonen haben wir dergleichen gesehen und haben dazu geschwiegen. Wir haben nie ein verliebtes Dirndl verrathen, nicht im alten Ägypten, nicht in Griechenland, nicht im Römerreich und nicht im Gothenland. Wir werden auch heute schweigen. Nimm dich aber vor dem Mond in Acht! Das ist ein neugieriger unverschämter Geselle, der schaut Dir frech ins Gesicht und grinst Dich höhnisch an, und jedes Versteckenspielen ist bei ihm vergebene Mühe.

*

Die Gretei hat mit starkem Geräusch die Hausthüre geschlossen und sich in ihre Kammer begeben. Sie kann aber nicht schlafen. Wie ein Alp liegt es auf ihrer Seele. Die Pinkei hat schon ihr warmes Plätzchen aufgesucht und streckt sich in Gretei's Bett behaglich aus und schnurrt. Gretei setzt sich noch angekleidet auf den Rand des Bettes und horcht mit verhaltenem Athem auf

jedes Geräusch auf der Landstraße draußen. Bald miaut eine Katze auf nächtlicher Wanderung, bald bellt ein Hund; bald lallt ein Betrunkener ein bekanntes Volkslied, oder ein Tourist schreitet an dem Hause vorüber, die herrliche Mondnacht zu einem Ausflug benützend. Das arme Dirndl ist von vielen Zweifeln geplagt und gemartert. Wenn nun der Simmerl und die Rosei sich ein Stelldichein gegeben. Pst — Hat nicht ein Fenster geklirrt? Hört sie nicht etwas wie verhaltenes Flüstern? Geht nicht Jemand auf der Straße? War das nicht Rosei's Pfiff? Hat Simmerl nicht mit einem seiner Vogeltöne geantwortet?

Ihr Gesicht glüht, ihre Hände sind eisig, ihr Herz klopft in lauten Schlägen. Sie kann die Ungewissheit nicht länger ertragen! Sie muss hinaus, um zu sehen, was da vorgeht.

Die Berghauserin schnarcht. Sie hat einen gesunden Schlaf, nur die schwarze Murrai ist erwacht und miaut leise. Gretei ist aber schon bei der Thüre des Zimmers angelangt, schiebt den Riegel zurück. Das Schloss ächzt ein wenig, und sie meint, sich beim Namen rufen zu hören. Ist die Berghauserin erwacht? Was macht's! Sie muss hinaus! Sie schließt die Thüre! Nun gilt es noch das Hausthor zu öffnen. Der große

Schlüssel wird umgedreht, das Thor geöffnet und nun steht sie tief aufathmend auf der mondbeschienenen Landstraße. Alles ist stille. In magisches Licht getaucht, steht das Kloster da! Alle Fenster dunkel, bis auf eines, wo Schwester Serafine bei einem schwerkranken Sommergast wacht. Das Plätschern des Brunnens und von fernher das Rauschen des Wildbachs vereinigen sich zu einer eigenartigen Melodie. Gretei steht, beide Arme über einander gekreuzt, regungslos, nach allen Seiten hinhorchend, an das Hausthor gelehnt. Nirgends etwas verdächtiges! Schon will sie in ihre Kammer zurückkehren, da fällt ihr Blick auf die an das Haus gelehnte Leiter. Sie kennt zwar nicht die Geschichte von Romeo und Julie, sie bemerkt aber, dass die Leiter nicht an ihrem früheren Platze steht, sondern gerade zu Rosei's Fenster gerückt worden ist. Sie kann von ihrem Beobachtungspunkte nicht hinaufsehen, doch dünkt es ihr nun, als vernehme sie leises Geflüster in jener Richtung. Ein paar Schritte nach vorwärts gegen die Mitte der Straße und sie erblickt ganz deutlich im Mondenlicht eine menschliche Gestalt auf der Leiter in gleicher Höhe mit Rosei's Fenster. Da droht ihr lautpochendes Herz sie zu verrathen und sich durch einen Aufschrei der Entrüstung zu befreien.

Doch nein! sie will und darf nicht schreien! Sie will an der Leiter schütteln und rütteln, dass der Treulose herabstürze ihr zu Füßen. — Auch das nicht! Ein anderer hässlicher Rachegedanken bemächtigt sich ihrer.

Sie tritt in den Schatten des Hauses zurück und schleicht wie eine Katze demselben und der daran anstoßenden Gartenmauer entlang, bis sie sich dem Körblerhaus gegenüber befindet. Nun kreuzt sie rasch die Straße und klopft zuerst zaghaft, dann immer stärker an die Hausthüre. Das Plätschern des guten Brunnens übertönt ihr Klopfen, zum erstenmale verwünscht sie das Brünnlein, dem sie schon manches süße Plauder- und Kosestündchen verdankte. Was bleibt ihr nun übrig, als den Rachegedanken aufzugeben, der ihre Seele mit hässlicher Schadenfreude erfüllt! Schon lenkt sie ihre Schritte zur anderen Seite der Straße. Da bemerkt sie, dass die Fenster von Simmerls Stube angelweit offen stehen. Das Mondlicht zittert auf dem blankgescheuerten Estrich. Simmerls Bett ist unberührt. Dieser Anblick macht neuerdings ihr Blut aufwallen und ehe sie sich dessen bewusst wird, was sie thut, steht sie in Simmerls Stube. Und nun zur Körbelbäuerin. Sie soll mit eigenen Augen sehen, wie sie vom Simmerl hintergangen

wird! Zwar ruft ihr eine innere Stimme zu: Kehr' um Gretei — Du weißt nicht, was Du thust! — Aber schon ist es zu spät! Ein Schlüssel knarrt, eine Thüre wird geöffnet und auf der Schwelle steht, in einem unbeschreiblichen An- und Aufzuge, die Körblerbäuerin, vom Mondenlicht beschienen, entsetzlich anzusehen! Die erhobene Rechte hält eine Blendlaterne, deren Licht gerade auf Gretei's Antlitz fällt. Und nun ergießt sich eine Flut von Schimpfwörtern und von Verdächtigungen häſslichster Art, wie eine Lawine auf das geisterhaft bleiche Dirndl hernieder. So oft Gretei den Mund aufthun und den abscheulichen Verdacht von sich abwenden will, so oft sie unter thränenerstickter Stimme erklären will, daſs sie unschuldig sei, daſs Rosei die Schuldige, daſs sie dem Simmerl nicht nachstellen wollte, daſs der Bua ganz wo anders zu suchen wäre als daheim in seiner Stube, erneut sich, ja verdoppelt sich der Redestrom der alten Bäuerin, die immer mit der Blendlaterne Gretei's bleichgewordenes Antlitz beleuchtend näher und näher kommt, so daſs Gretei von Angst und Schrecken erfüllt, zurückweicht und sich ihrer nur der eine Wunsch bemächtigt: Fort, fort von hier! Hinweg von der alten Hexe! Denn einer Hexe glich die Bäuerin in diesem Augenblick! Den

Kopf in Tüchern eingehüllt, so dass nur die spitze Nase, die blitzenden Augen hervortraten, der zahnlose Mund, aus dem ein Schwall von Beschuldigungen und Verwünschungen auf das Dirndl losbrach, die skeletartigen Arme, die aus den kurzen Hemdärmeln hervorragten, der kurze faltige Rock, welcher die dürren Beine sichtbar ließ. Die Holzpantoffel an den nackten Füßen, die bei jedem Schritte klapperten. Nur fort, dort hinaus, wo sie hereingekommen! Schon streckt sich der Arm der Körblerin nach ihr aus — da — mit einem kühnen Schwung ist sie beim Fenster draußen, und wie von Furien gepeitscht, läuft sie heimwärts, ohne umzublicken, bis zum Wirtshaus.

Nun athmet sie auf! Gott sei's gedankt. Jetzt nur rasch in's Haus hinein und die Thüre geschlossen! Schon hat sie die Thürklinke in der Hand, da, einen Blick auf die Landstraße werfend, sieht sie Etwas, das ihr das Blut in den Adern gerinnen läßst. Dort, wo der sich an den guten Brunnen anschließende Klostergarten beginnt, wird die Körblerbäuerin sichtbar. Sie kann nicht laufen, das Ramatische und die Holzpantoffel hindern sie daran, aber so rasch als es eben geht, kömmt sie näher und näher. Gretei's erster Gedanke gilt ihrer Rettung vor dem erzürnten Weibe, ihr

zweiter aber, dem Simmerl auf der Leiter droben. Wenn nur der Mond nicht so hell schiene und die Gegend beleuchtete! Von der entgegengesetzten Seite kommend, musste Simmerl's Mutter ihren Sohn erblicken, und dann — Gretei vermochte diesen Gedanken nicht auszudenken. Jetzt galt es zu handeln!

Die schützende Thüre verlassend, eilt sie zur Leiter. Die Beiden, im zärtlichsten Zwiegespräch vertieft, ahnen nicht die Gefahr, die ihnen droht. Gretei's Herz will zerspringen, da sie das Geflüster vernimmt, aber, ihr besseres Ich siegt, und sie ruft: „Simmerl, Rosei, versteckt's eng, d'Muatta kimmt." Das Mahnwort hat Simmerl's Ohr erreicht und hinabblickend auf die Straße, die Körblerin gewahr werdend und im Fenster von Rosei's Kammer verschwindend, war Eins.

Nun gilt es noch, sich selbst zu retten. Umkehren kann sie nicht mehr, ohne geradewegs der Verfolgerin in die Arme zu fallen. — Es bleibt ihr kein anderer Ausweg übrig, als Simmerl's Beispiel zu folgen, die Leiter zu erklimmen und ebenfalls durch's Fenster in Rosei's Zimmerchen Schutz zu suchen. Die Körblerin ist nur mehr drei Schritte von der Leiter entfernt.

Angstvoll stehen die Drei in der Kammer oben, mit bleichen Gesichtern und bestürzten Mienen.

Gretei weidet sich nicht einmal an dem Schreck und der Scham der beiden ertappten Sünder. Die Revanche-Idee ist zurückgedrängt von dem stärkeren Gefühl der Liebe. Sie weiß, dass Simmerl Unheil und Verderben droht und dass sie von ihm Beides abwenden muss. Doch wie! Am Fuße der Leiter steht die Körblerin. Wie, wenn sie der Leiter einen Stoss gäbe, dass sie hinfiele und den Aufstieg unmöglich machte! Nein, das gieng nicht, die Körblerin konnte erschlagen werden, das wäre ein Mord. Gretei schauderte es vor ihren eigenen Gedanken. Doch ist die Liebe nicht erfinderisch und wacht nicht oft ein guter Geist über den von Amors Pfeil Getroffenen? Sie wendet sich angstvoll, flehend zu Simmerl, der mit niedergeschlagenen Augen vor ihr steht, wie der Sünder vor seinem Richter.

„Simmerl, geh' hoam, d'Hausthür is offen, geh' stoat d'Stiegen obi, dass d'Herrschaft nit weckst, und mach' langsam d'Hausthür auf und geh' hoam und leg' Di in's Bett. D'Muatta is schon auf der Loatter und kann Di nimmer seh'n."

Aus Simmerl's dunklen Augen fällt ein dankbarer Blick auf die brave Gretei, die den Bedrängten zur Thüre hinausdrängt.

Und nun in strengerem Tone zu Rosei: „Du legst Di gleich in's Bett eini und stellst Di krank. Darfst nit muxen!“ Rosei thut schweigend wie ihr geheißen und steckt sich unter das mächtige, rothcarierte Federbett, das Gretei ihr bis zu den Ohren hinaufzieht, so dass von Rosei's Gesicht nur die Nasenspitze sichtbar ist.

Kaum ist das geschehen, als auch der Kopf der Körblerin im Fensterrahmen sichtbar wird.

In demselben Augenblicke hört Gretei, deren Sinne schon geschärft sind, die Hausthüre gehen. Gott sei Dank! Simmerl war gerettet. Das Ärgste war überstanden und an die Stelle der ausgestandenen Todesangst tritt der Uebermuth. Sie beginnt der Geschichte eine humoristische Seite abzugewinnen und kann sich nicht enthalten, der Körblerin, deren Oberkörper nun schon im Fensterrahmen sich als ganz merkwürdige Silhouette ausnimmt, lachend zuzurufen: „Ja, Körblerbäuerin, was thuat's denn, wollt's epper Fensterln mit uns?“

Die Alte klammert sich erschöpft an's Fensterkreuz. Ihr ist gar nicht wohl zu Muthe und sie streckt Gretei den Arm entgegen, dass diese ihr behilflich beim Einsteigen sei. Mit großer Anstrengung zieht Gretei die schon ganz erschöpfte

Alte in's Zimmer hinein und ist ihr behilflich, sich auf einen Stuhl zu setzen. Denn die Bäuerin ist halb ohnmächtig und ringt nach Athem.

„So, jetzt setzt's Eng nieder und verschnauft's Eng a bissel und sagt's mir, um Gotteswillen, was Eng beig'fallen is, die Loatter aufi z'kraxeln. Seid's epper mondsüchti geword'n".

Die Bäuerin starrt die Gretei an und sitzt da, ein Bild des Jammers. Die nackten Füße (die Holzpantoffel stehen unten am Fuße der Leiter), die grauen Haarsträhne, die aus dem verschobenen Kopftuche heraus in's Gesicht fallen, die Zähne klappern wie im Fieberfrost aneinander. Sie will sprechen, kann aber nicht. Sie ringt nach Athem. Ihre Augen aber blitzen und suchen im kleinen Zimmer umher. Plötzlich erhebt sie sich und schreit mit schriller Stimme:

„Wo is der Bua? Der Nixnutz, und die Dirn, die Rosei?"

„Pst! Pst! Körblerbäuerin schreit's nit so", und Gretei erhebt warnend den Finger, „d'Rosei kunnt aufwachen. G'rad ist's eing'schlafen, das arme Dirndl. Sie is ja marodi, recht krank."

„Marodi? krank?" lacht die Bäuerin höhnisch, „die Krankheit kenn i. A nixnutzige Dirn is, g'rad so wia Du. Aber i werd's Eng schon hoamzahl'n.

Davong'jagt werd's alle Zwoa von der Berghauserin."

„Seid's do stoat Muatta! Ihr seid's ja ganz vun Sinnen. Das Ramatische muass Eng in den Kopf aufig'stiegen sein. D'Rosei is wirkli und wahrhafti krank."

„Wo feilt's denn?" forscht die Alte etwas besänftigt.

„Auf der Brust hat sie's," erwiederte Gretei melancholisch und streicht mitleidsvoll über das Federbett, unter dem Rosei zu ersticken droht.

„Und weil sie's gar zu arg trieben hat und gar so g'lamentiert hat, bin i' zu Eng gangen, und hab' Eng um den guaten Brustthee bitten wollen, den Es im Winter der Berghauserin gemacht habts. Weil Ihr aber 's Klopfen nit ghört habt, und weil dem Simmerl sei Kammer leer war und weil d'Fenster offen waren, bin i' halt durch's Fenster einig'stiegen."

Gretei hält nun inne. Sie bemerkt die Veränderung des Ausdrucks im Gesichte der Bäuerin, deren Augen an ihren Lippen hängen.

„Na und dann?" drängte sie Gretei weiter zu erzählen.

„Na, es wards glei' ganz wüthi' als ob i a Diebin gwe'n wär, und habt's mi' gar nit zu

Wurt kommen lassen und habt's die Hand auf-g'hebt, um mi zu schlagen. Da is mer nix übrig blieben als wieder beim Fenster außi z' steigen und hoamz'laufen. Vor lauter Angst, weil es mir nachg'rennt seid, bin i' nit durchs Hausthor eini-gangen, sondern d'Later aufig'stieg'n, die der En-zinger wegen der Dachrepratur hat stehn g'lassen."

Wie eine Aufgabe in der Schule hat Gretei diese Geschichte erzählt. Eine so große Lüge war ihr noch nie über die Lippen gekommen. Sie wischt sich den Angstschweiß von der Stirne. Die Wirkung ihrer Worte ist eine außerordentliche.

Die Körblerin ist sprachlos!

Ihr sonst so scharfes Auffassungsvermögen läßt sie jetzt in Stich. Nach einer Pause, während welcher sich ihre Augen in das Gesicht Gretei's bohren, als wollte sie die Wahrheit von demselben ablesen, bringt sie nur mühsam die Worte heraus: „Und der Simmerl?"

„Der Simmerl?" wiederholt Gretei ganz un-befangen und eine Welt von Unschuld liegt in dieser Frage. „Jo, wo kunnt der Simmerl sein, als dahoam? Oder sollt er gar davong'laufen sein?"

Die Bäuerin fährt erschreckt in die Höhe, faßt die Gretei am Arme und schreit: „Was moanst?

„No ja, er hat g'sagt, dass er's dahoam nimmer aushalten kann, dass Ihr zu streng mit eam seid, dass er kan Kind mehr is, ja, das hat er g'sagt!"

Tiefe Stille im Kämmerlein, die Körblerbäuerin steht vor Gretei ein Bild des Jammers! Gretei blickt zum Mond empor, der zu der erschütternden Scene die Gratisbeleuchtung liefert.

Nun fühlt Gretei die magere Hand der Bäuerin schwer auf ihrer Schulter.

„Schau mi' an, Gretei, und sag, dass Du g'logen hast. Du bist ja a brav's Dirndei — i bin Dir guat — gelt des is nit wahr?"

„Wahr is schon Muatta, g'sagt hat er's, aber vielleicht hat er's nit ernst g'moant."

„Auf und davon", seufzt die Bäuerin. „I bin earm ja kan schlechte Muatta, 's is nur wegen der Muralität, Gretei, 's is wegen der Muralität! Sag's Gretei, bin i earm a schlechte Muatta?" Die abgearbeiteten Hände wie zum Gebete faltend, fleht sie um das begnadende Nein.

Dem Dirndl thut jetzt die alte Bäuerin herzlich leid, und sie bemüht sich, die Wunde zu heilen, die sie ihr geschlagen hat.

„Vielleicht is er hoamkummen, Muatta," sagt sie mit weicher Stimme und streicht ihr das wirre Haar von den Schläfen.

„Vielleicht is er hoamkummen", lispelt die Bäuerin und ist im Begriff wieder zum Fenster hinauszusteigen.

„Aber Muatta, da is ja die Thür, werd Eng hoamführen", und die alte, zitternde Frau an der Hand nehmend, führt sie Gretei die steile Stiege hinab zur offenen Hausthüre hinaus auf die Straße. Dort holt sie die Holzpantoffel unter der Leiter hervor, kehrt damit zur Körblerin zurück und beide wandern nun in Eintracht denselben Weg zurück, den sie vor einer halben Stunde in heller Feindschaft zurückgelegt hatten, vorüber am Kloster, wo im ersten Stock noch immer die Klosterfrau bei dem Schwerkranken wacht, vorüber an dem plätschernden Brunnen zu Simmerl's Fenster, das noch angelweit offen ist.

„So Muatta, jetzt schauts eini, vielleicht is er hoamkummen!" Während die Bäuerin thut, was Gretei ihr geheißen und mit dem Rücken gegen die Straße am Fenster lehnt, die beiden Arme auf die Brüstung stützt, in Simmerl's Stube schaut, erhebt Gretei den Blick zum Firmament und sendet ein heißes Dankgebet zum Himmel empor.

Ein eigenthümliches Geräusch veranlaßt sie, sich umzuwenden. Die alte Bäuerin, das Antlitz

in beiden Händen vergraben, weint und schluchzt zum Herzbrechen.

„Aber Bäuerin, warum woants denn?“

„Da Gretei, da liegt mei' Bua, wie a unschuldig's Lamperl liegt er da. Er is zur Muatta hoam kummen.“

Ja, da lag er, und der Vollmond verklärte sein hübsches Gesicht. Über seine Unschuld hatte Gretei ihre eigenen Gedanken, doch kein Wort kam über ihre Lippen.

Da die Hausthüre von innen versperrt war, blieb der Körblerin nichts übrig, als wieder den Weg durch's Fenster zu nehmen. Vorsichtig und mit Hilfe Gretei's gieng das Einsteigen ganz leicht, hatte sie ja schon Übung genug darin. Auf den Zehen, die Holzpantoffel in der Hand haltend, schlich sie durchs Zimmer, benetzte ihre Finger mit Weihwasser und machte über ihr Lamperl das Zeichen des heiligen Kreuzes, dann tauchte sie die Hand nochmals in den an der Thür angebrachten Weihwasserkessel und spritzte das heilige Naß gegen Gretei, die noch am Fenster stand. Dann verschwand sie in ihrer Stube und schloss leise die Thüre hinter sich zu.

Gretei warf noch einen wehmüthig zärtlichen Blick auf den ungetreuen Simmerl und wandte

sich zum Gehen. Da fühlte sie sich plötzlich von zwei kräftigen Armen umschlungen und ehe sie sich's versah, brannte ein heißer Kuss auf ihren Lippen.

„Gretei! Vergelts dir Gott, was Du mir 'than hast, i werd's Dir nie vergessen."

*

Im Sturmeslauf kam Gretei heim, und nur die Pinkei, die sie vor Zärtlichkeit fast erdrückte, kann erzählen, was Gretei in jener Nacht empfunden.

„Ja, mei Pinkei, das war a Nacht! Der liebe Herrgott hat's zum Guten g'wendt, die Schlechtigkeit der Gretei, und i sag dir's Pinkei, der Simmerl soll die Rosei heiraten. Wir zwoa, mei Pinkei, du und i, wir gengen fort und suchen uns an andern Dienst. Wir gengen hoam ins Pinzgau, woaßt Pinkei, wann's dämmert am Abend, dann schleichen wir uns hoamli' fort und laufen die Klamm abi in d'Lent hinunter, dann fahr'mer mit der Bahn in's Pinzgau' nein."

„Und der Simmerl", Thränen erstickten ihre Stimme und unter Thränen schlief sie ein. Als sie erwachte, meinte sie noch den Bach rauschen zu hören, der im Pinzgau an ihrem Elternhause vor=

beiflofs, doch es war der „gute Brunnen", der so heimlich plätscherte.

*

Der Engel des Traumes blieb Rosei fern. Sie konnte nicht schlafen. Sie saß am offenen Fenster und blickte zu dem immer mehr erblassenden Himmel hinauf, und hörte jeden Stundenschlag von dem Klosterkirchlein und blickte dann wieder zu dem erleuchteten Fenster hinüber, hinter dessen Scheiben hie und da die große Flügelhaube der Barmherzigen Schwester sichtbar wurde. War's doch, als wollte sie sich an dem Beispiele der Entsagung da drüben Kraft holen für den Entschlufs, der in ihr reifte, dessen Ausführung aber ihr schier das Herz abdrückte.

„Die Gretei mufs den Simmerl heiraten und die Rosei mufs fort." Immer und immer wieder sagte sie sich's und weinte dabei heiße Thränen um die arme, unglückliche Rosei. Sie hatte ja keine Heimat, das arme Dirndei, keine Eltern, keine Geschwister.

Die Berghauserin hatte sie vor vielen Jahren in's Haus genommen, für sie gesorgt, wie eine Mutter. Sie wufste nicht, wer ihr Vater war, und ihre Mutter, eine arme Dienstmagd, lag

draußen auf dem Friedhofe. Und jetzt wollte sie undankbar sein und ihre Wohlthäterin verlassen. Sie wollte zu Fremden, ohne Abschied davonlaufen in die Welt hinaus, ein armes, verlassenes Dirndl. Der Muth sank wieder. Schon begann es zu dämmern im Osten. Da nahm sie ein Blatt Papier und schrieb und schrieb. — — Und als das erste Frühroth die Bergesgipfel küsste, hatte sie ihr Bündel geschnürt und wanderte hinab in die Lend.

*

„Aufstehen Gretei! Hast verschlafen! 's war so a unruhige Nacht! Der Vollmond is wohl schuld g'west, i han koa Aug zuthuan können.“

„A unruhige Nacht, da haben's recht, Muatta“, erwiederte Gretei und strich sich das Haar aus der Stirne. Mit der Schlaflosigkeit der dicken Wirtin hatte sie kein Mitleid; wusste sie doch, wie gut und fest die Berghauserin schlief, wie laut sie schnarchte, und wie selbst das stärkste Geräusch sie nicht zu wecken vermochte. Doch sie liebte es, das Mitleid der Menschen zu erwecken und so ließ ihr Gretei das Vergnügen, schlecht geschlafen zu haben.

Die Pinkei putzte sich mit ihren Pfötchen und blinzelte Gretei verständnisvoll an, als

wollte sie sagen: „Wir zwei, wir haben etwas erlebt, gelt Gretei!"

„d'Rosei is a no nit auf", brummte die Berghauserin. „Geh' aufi und weck das Dirndei. Hat wieder den Mond ang'schwirmt und kann nit aus den Federn."

Langsam und wie an allen Gliedern zerschlagen, stieg Gretei die kleine Holzstiege hinauf und begab sich in Rosei's Kammer — die war aber leer!

Mit einem Blick die Stube umfassend, wurde Gretei klar, dass die Rosei ihr zuvorgekommen war und früh morgens das gethan hatte, was sie, die Gretei, Abends thun wollte. Und dort auf dem Tische lag auch der Brief, gerade so wie sie es gethan hätte. Mit zitternden Händen nahm sie den Brief und brachte ihn der Berghauserin.

Die Wirtin verstand kein Wort von dem, was Gretei ihr in abgerissenen Sätzen vormurmelte. Sie blickte betroffen bald auf das in Thränen gebadete Gesicht Gretei's, bald auf den Brief, den sie in der Hand hielt.

„Warum kimmt d'Rosei nit abi?" frug sie endlich ungeduldig.

„Da steht's drinn' im Briaf", stammelte Gretei.

Die Berghauserin gieng in das Schankzimmer und setzte sich auf die Ofenbank. Der schwarze Kater Murrei sprang vom Ofen auf ihren Schoß. Gretei und Pinkei nahmen am Ende der Bank Platz und beide Katzen begannen vor Vergnügen zu schnurren über diese ganz außergewöhnliche Unterbrechung der häuslichen Arbeiten.

Die Wirtin nahm nun ihre Brille aus der Tasche und begann langsam Rosei's Brief zu lesen:

„Liebe Ziehmutter!

Ich danke für alles gutte was ir der armen Rosei getan habets aber ich mus eng verlasen das schigsaal will es so ich neme einen Dinst in der Lend und wie die arme Leonore in den schönen Gedicht bin ich ums Morgenroth schon fort. Ich werde schreiben und in ein bar jahren kome ich wieder zurück bis mein Herz ruhig ist ich bitte um Verzeiung aber ich kan nicht anders, ich grüse die Gretei und danke ihr sie weis schon für was, ich grüse auch die Murrei, Pinkei und den Simmerl."

Eine Thräne hatte sich da offenbar in einen Tintenklex verwandelt. Auch das Postskriptum fehlte nicht, doch der Berghauserin war die Brille

feucht geworden und sie schob den Brief Gretei hin, die schluchzend weiterlas:

„Der Kafe für die Herschaft stet auf dem Herd die Milch mus die Gretei hollen dreivirtel liter aber sie sol gut messen.

Rosei.“

Unter dem „sie“ war die Körblerbäuerin gemeint.

Sturmläuten ertönte im ersten Stock. „Geh' aufi Gretei, die Herrschaft will ihr Frühstück.“ Und beide Frauen giengen an ihr Tagewerk und schlichen gleich Trauerweiden im Hause umher.

Die Gretei zerbrach sich den Kopf, wie sie es anstellen sollte, die Rosei zurückzurufen und sich für sie aufzuopfern. Je mehr sie darüber nachdachte, desto schwerer erschien ihr's. Simmerls Kuss am guten Brunnen hatte einen gar süßen Nachgeschmack. Es kostete ihr eine große Überwindung, zur Körblerin um die Milch und zum guten Brunnen um das Wasser zu gehen.

Simmerl's Mutter empfieng sie als ihr „liab's Dirndei“ und war fast zärtlich mit ihr. Simmerl selbst blieb unsichtbar, was ihr große Erleichterung verschaffte.

Die Berghauserin gab jedem vorüberfahrenden Postkutscher den Auftrag, d'Rosei hoamz'bringen, „todt oder lebendi", wie sie sagte.

Der Vormittag vergieng mit den häuslichen Geschäften. Um 11 Uhr aber erregte das Erscheinen der Körblerbäuerin im Sonntagsstaate großes Befremden. Dem faltigen Gesichte sah man noch die Aufregung der verflossenen Nacht an und die unvermeidliche rothe Nelke hinter dem Ohr stach von dem gelben Gesichte ab. Sie gieng nicht, wie bei ihren gewöhnlichen Besuchen, in das Schankzimmer oder in den Wirtsgarten, sondern setzte sich in die sogenannte gute Stube der Berghauserin und, das Taschentuch in der Hand, nahm sie eine besonders ernste und feierliche Miene an. Das Gesicht mit dem Tuche trocknend, begann sie nun zu sprechen. Die dicke Wirtin starrte sie sprachlos an. An diesem Tage der Überraschungen war sie auf alles gefasst.

Sie begann aber nicht ein Gespräch über die Kühe und Kälber oder über das Heueinbringen, sondern über die Muralität im allgemeinen und die Muralität im besonderen, und von der Muralität im besonderen kam sie auf Gretei zu sprechen.

Und endlich nach einer langwierigen Auseinandersetzung der Pflichten einer guten Bäuerin,

der Vorzüge ihres Simmerl's, der Schönheit und Güte ihrer Kühe und Schafe, hielt sie bei der Berghauserin für Simmerl um die Hand Gretei's an. Dass Rosei vor Simmerl geflohen war, aus allzugroßer Liebe zu ihrem Einzigen, fand sie ganz selbstverständlich und meinte, sie hätte ganz recht gethan: „Denn wer sich in die Gefahr begibt, kommt darin um“ und die Gefahr war in diesem Fall der unwiderstehliche Simmerl.

*

Die Gretei wollte eben an der Thüre ein wenig horchen, was die zwei Frauen im Zimmer drin verhandelten, als ein Gast im Wirtshausgarten kräftig um die Kellnerin läutete.

Und als sie hinaustrat in das kleine Gärtchen, wo die Kartoffel und das Kraut den größten Raum einnahmen, aber auch einige Rosen dufteten und die Reseda ihren süßen Geruch ausströmte, wie erschrak das Dirndl, als sie im Gaste den Simmerl erkannte, den Simmerl im Sonntagsstaate mit der schweren silbernen Kette und dem grünen Hut mit dem Gamsbart. Er saß unter dem Kastanienbaum und obwohl er sie wohl bemerkt hatte, that er dergleichen, als ob er sie nicht sähe.

Und Gretei, der das Blut vom Herzen ins Gesicht geschossen war, behandelte ihn ebenfalls ganz fremd und fragte in der geschäftigen Art der Kellnerinnen: „Was is g'fällig, Herr Körbler?"

Und der Simmerl: „An Achtel Weißen."

„Und a Brot, Herr Körbler?"

„Und an Kuss vom Dirndei!"

Und das sagen und aufspringen und das Dirndl umhalsen, war eins.

„Magst mi Gretei?" klang es nun leise an des Dirndls Ohr.

Und die Antwort kam ebenso leise zurück: „Di' und kan andern!"

*

In diesem Augenblick traten die Berghauserin und die Körblerbäuerin in den Garten, um mit der Gretei Rücksprache zu nehmen. Bei dem Anblick, der sich ihnen darbot, fanden sie dies ganz überflüssig.

Der Berghauserin gieng ein Licht auf über Rosei's heimliche Flucht und es that ihr um das arme Dirndl von Herzen leid, da sie auch ihr den Simmerl gegönnt hätte, doch auch der Gretei war sie gut, und bei Simmerl's etwas wankelmüthigem Charakter war es wohl besser so.

Die Körblerin rief begeistert aus: „I han's ja g'wusst, dass i beim ersten Kuss, den der Simmerl an Dirndl gibt, dabei sein werd'!"

Als aber der Simmerl, die Gretei umschlingend, seinen Hut schwenkte und einen Juchezer ausstieß und dann ausrief: „Vivat die junge Körblerbäuerin!" da gab es der alten Körblerbäuerin einen Stich. Sie wusste, was das bedeutete, und dass sie sich nun bald ins Austragsstüble begeben musste.

*

Im Spätherbst, als alle Sommergäste das schöne Thal verlassen hatten, und die Herbstnebel die Landschaft in bräutliche Nebel hüllten, wurden Gretei und Simmerl in der altehrwürdigen Pfarrkirche getraut. Dann zog das junge Paar Hand in Hand durch die Dorfstraße, an dem Wirtshaus vorüber, an dessen Hausthüre eine neue Kellnerin stand, zum Kloster hin, wo die barmherzigen Schwestern in Reih und Glied das junge Paar begrüßten und ihm zunickten, so dass die breiten, weißen Flügelhauben nur so hin- und herflatterten, vorüber am guten Brunnen, der lustig plätscherte wie immer und doch nichts verrieth, ins Körblerhaus.

Tannenreisig schmückte die Hausthüre und die Pinkei saß auf dem Fenstergesims, als ob sie schon lange da gesessen wäre.

Im Brautgemache hieng ober der Thüre ein sogenannter Haussegen, ein frommer Spruch, in bunten Farben gestickt. Den hatte Rosei durch einen Postillon Gretei als Hochzeitsgeschenk geschickt. Sie weilte noch in der Lend unten, und, wie der Kutscher erzählte, war der Wirt, bei dem sie als Kellnerin diente, dem Dirndl gut und es hieß allgemein, der Hanslwirt würde die Rosei heiraten. Denn er war Witwer und brauchte eine Frau Wirtin.

*

Die Körblerbäuerin Senior hat der Junior Platz gemacht und ist in die Dachstube gezogen, gerade ober dem frommen Spruch. Von dort konnte sie alles sehen, was auf der Straße vorgieng.

„Jetzt will i für d' Ewigkeit bauen", sagte sie den theilnehmenden Nachbarinnen, die sich um ihr Befinden erkundigten.

*

Als aber übers Jahr ein ganz kleiner Simmerl auf die Welt kam, vertauschte sie ihr Dachzimmer

mit der Stube im ersten Stock und saß an der Wiege des kräftigen Stammhalters und sang ihm mit dem letzten Rest ihrer Stimme Wiegenlieder.

*

Der gute Brunnen, der mir diese Liebesgeschichte erzählt hat, plätschert heute ebenso lustig wie damals im wunderschönen Gasteiner Thale, und jedem, der ihm lauscht und ihn versteht, erzählt er etwas; doch nicht alle seine Geschichten haben ein so gutes Ende, wie diese Geschichte vom Simmerl, der Gretei und der Rosei.





Renée.





Es ist eine alte Geschichte.
Heine.

Wie Ariadne dem Theseus, so war des Königs Aietes Tochter Medea dem Jason behilflich, seine tollkühnen Wagnisse zu vollführen. Mit echt weiblicher List oder besser gesagt Arglist, war sie um kein Mittel verlegen, ihren eigenen Vater irre zu führen und zu hintergehen, wenn es galt, dem Helden des Argonautenzuges einen Dienst zu leisten.

Nachdem Jason in den Besitz des goldenen Vließes gelangt war und sich mit dem kostbaren Schatze auf der „Argo" eingeschifft hatte, entführte er auch seine hilfreiche Retterin und deren Brüderchen Absyrtos. Als nun Aietes am darauffolgenden Tage den Betrug entdeckte, der an ihm begangen worden, traf er zornentbrannt alle Anstalten, die Flüchtigen zu verfolgen. Medea aber, die Schiffe ihres Vaters erkennend und die Gefahr, in der sie und Jason schwebten, kam auf einen

wahrhaft teuflischen Einfall. Sie schlachtete ihren kleinen Bruder Absyrtos, steckte dessen Kopf und Arme auf Spieße, die sie am Meeresufer in den Boden pflanzte. Die übrigen Gebeine aber streute sie im Meere umher.

Ihre unmenschliche That hatte den gewünschten Erfolg. Als Aietes das Haupt seines Kindes gewahr wurde, hielt er in der Verfolgung inne, landete und bestattete Kopf und Arme desselben. Jason entkam glücklich.

Die übrigen im Meere verstreuten Knochen aber bildeten kleinere und größere Inseln, die heute noch die absyrtischen Inseln heißen. Mit Zuhilfenahme der Einbildungskraft zeigt ihre Formation einige Ähnlichkeit mit den menschlichen Gebeinen. So hat sich die Sage des Alterthums bis auf den heutigen Tag erhalten.

*

Eine dieser Inseln, die ich Salute nennen will, ist seit einigen Jahren als beliebter Luftcurort in großem Aufschwung begriffen.

Die Krankheit dieses Jahrhunderts, die Nervosität, oder, moderner bezeichnet, die Neurasthenie, diese tausendköpfige Hydra, hat ihren Herakles noch nicht gefunden und verursacht den Äskulaps

viel Kopfzerbrechen. In Ermangelung anderer Heilmittel sind sie auf den vortrefflichen Gedanken gerathen, ihre Patienten für Wochen und Monate fortzuschicken und dadurch in erster Linie den Leidenden, in zweiter Linie sich selbst Ruhe zu verschaffen. Ruhe kann man aber in diesem unruhigen Jahrhundert nur mehr auf einer weltabgeschiedenen Insel finden. Das große Wasser allein kann nur vor der Brandung des lärmenden, hastenden Alltagslebens schützen.

Die Insel Salute besitzt zwei Curorte: das elegantere, sogenannte „kleine" und das kleinere sogenannte „große" Salute. Piccolo e Grande benennen sie die Einheimischen.

Wer zum erstenmale die Insel besucht, ist enttäuscht, statt der gehofften üppigen, südlichen Vegetation, auf steinigem Untergrund nur Ölbäume, wilde Agaven und in den Höfen der Häuser nur vereinzelte Orangen und Citronenbäume zu finden. Die alterthümlichen kleinen Städte Piccolo und Grande bieten wenig bemerkenswertes. Die meisten Häuser sind im altitalienischen Stil aus rohen Ziegeln mit flachen Dächern gebaut. Die Bevölkerung, theils italienischen, theils slavischen Ursprungs, ist sehr arm und sehr gutmüthig, was in dieser verkehrten

Welt sehr häufig vereint ist. Piccolo besitzt einen hübschen, belebten Hafen, einige Hotels und Pensionen. Die Stadt baut sich terrassenförmig empor und überall bemerkt man die Bemühungen, den Ort zu verschönern und für die Fremden anziehender zu gestalten. Ein ganz entzückender Landweg längs des Meeres verbindet die beiden Schwesterstädte.

In Grande, das nur einen kleinen Hafen besitzt, wo also die vollkommenste Weltabgeschiedenheit herrscht, gibt es auch schon zwei vorzügliche Pensionen. Zum Beginne dieser Erzählung herrscht in einer derselben, in der Pension „Emma“, große Aufregung. Ein neuer Gast wird erwartet, und die Ursache dieser Aufregung: diesmal kein hustender Hofrath, keine nervöse Dame, kein bleichsüchtiges Mädchen, sondern ein junger Mann.

„Ein junger, gesunder Mann in Salute! da steckt etwas dahinter,“ meint kopfschüttelnd Oberst Haller, ein ständiger Wintergast in der Pension „Emma“. „Ein junger Mann kommt nicht hieher; der bleibt in der Residenz, wo es jetzt Unterhaltungen in Hülle und Fülle gibt. Sans atout!“ ruft er nun mit erhobener Stimme seinem Partner, dem tauben Hofrath, zu. Dieser, die rechte Hand an die Ohrmuschel haltend, lächelt vergnügt. Sans

atout ist ihm eben recht. Er ist der wüthendste Kartenspieler in der Pension, und wenn die Bewohner derselben rücksichtsvoller für ihn wären, würde von früh morgens bis spät abends unausgesetzt Cayenne gespielt. Mag die Sonne noch so verlockend scheinen und die wunderbarsten Lichter auf die tanzenden Wellen streuen, mag ein Dampfer in Sicht oder ein Segelboot zur Abfahrt bereit sein, ihn interessiert es nicht. Er sitzt im Spielzimmer, legt Patiencen, liest seine conservative Zeitung, legt neuerdings Patiencen, bis endlich, sobald es dunkelt, seine Partner vom Spaziergange heimkehren und sich an den Spieltisch setzen.

Es sind das: Oberst Haller, ein liebenswürdiger, alter Junggeselle, der nur die eine Schwäche hat, seine Reiterstücklein zum besten zu geben. Er hatte bei der Kavallerie gedient, mußte aber wegen eines hartnäckigen Halsleidens den Dienst quittieren und brachte die Hälfte des Jahres in Salute zu. Die bösen Zungen des Ortes, denn auch dort gibt es von der Sorte, schreiben seine große Anhänglichkeit an Salute weniger dem Meere und der Luft, als der Besitzerin der Pension, dem Fräulein Emma Sartorius, zu. Ihr zartes Verhältnis zu einander beschränkt sich aber auf eine freundschaftliche Vertraulichkeit

von seiner und eine rührende Sorgfalt von ihrer Seite. Für solche ideale Freundschaft hat die Welt kein Verständnis.

Baronin Hillern, die ebenfalls alle Abende an der Partie theilnimmt, ist eine sympathische junge Witwe, über deren ganzes Wesen wehmuthvolle Trauer gebreitet ist. Sie hat vor einem Jahre ihren Gatten verloren, der brustkrank nach Salute gekommen war. Sein Grab auf dem malerisch gelegenen Friedhofe ist das Ziel ihrer täglichen Spaziergänge. Ihre Trauer ist nicht aufdringlich; sie hat eine ganz besondere Gabe, sich in die Eigenart der anderen Menschen zu fügen, und ihr sanftes stilles Wesen wirkt auf alle wohlthätig. Sogar der Hofrath, welcher der ganzen Welt feindlich gegenübersteht, hat für sie freundliche Worte.

Die dritte Partnerin ist Fräulein Weidelhuber, ein ältliches Mädchen, ihres Zeichens Schriftstellerin. Sie bringt regelmäßig ein Manuscript mit und wartet auf den günstigen Augenblick, dasselbe vorzulesen. Sie harrt nun schon volle sechs Wochen, doch vergebens! So oft sie Miene macht, den Dolch aus dem Gewande zu ziehen, schlägt der Hofrath noch einen Robber vor, oder der Oberst behauptet, sich zurückziehen

zu müssen. Nur während des Kartengebens dürfen die Partner es wagen, ihrem Entzücken über einen schönen Sonnenuntergang Worte zu leihen oder die Tagesfragen zu besprechen, selbst da trommelt der Hofrath ungeduldig mit seinen dürren Fingern auf den Tisch, oder stellt sich noch tauber und frägt im unverfälschten Wiener Dialekt: „Was sagen's — wie meinen's — wissen's, ich hör' halt nit gut."

Die Besitzerin der Pension, Fräulein Emma, steht mit ihren Gästen auf freundschaftlichem Fuße. Sie betreibt ihr Geschäft mit einer Liebe, die schon an Leidenschaft grenzt. Jeder Tadel, der geringfügigste, jedes Fehlschlagen oder Misslingen in der Wohnungs- oder Verköstigungsfrage versetzt sie in Aufregung und verursacht ihr schlaflose Nächte.

Das Haus bildet ein Viereck, in dessen Mitte sich ein entzückend malerischer Hof befindet, mit einer Cisterne, Öl- und Citronenbäumen. Steinbänke sind längs der Mauern angebracht; hochgewachsene Tujen stehen an beiden Seiten des Thores; Lorbeerbüsche lugen mit ihren dunklen Blättern durch das Gitter herein, das den Hof vom Nachbarhofe trennt. Die Wohnzimmer befinden sich im ersten Stock des nach außen schmucklosen,

innen aber bequemen und heimlichen Hauses. Von den Fenstern der vorderen Front genießt man einen freien Ausblick auf das Meer, das allerdings durch zwei vorgeschobene Inseln nicht den mächtigen Eindruck hervorbringt wie die uferlose Wasserfläche. In dem kleinen Hafen liegen nur einige Fischerboote und eine Yacht. Seit Monaten liegt sie unbenutzt da; denn ihr Besitzer, ein russischer Fürst, der durch einen Winter hindurch Salute in Aufregung versetzt hatte, scheint sie vergessen zu haben. Der Name Olga ist halb verwischt. Vielleicht ergeht es der Trägerin dieses Namens ebenso im Gedächtnisse ihres einstigen Verehrers.

Das von Piccolo kommende Dampfschiff bleibt außerhalb der Hafenbucht Grande's, und wer es besteigen will, muss eines der Boote benutzen, die im Hafen liegen; der Umstieg vom Boote in den Dampfer ist bei hoher See nicht ganz gefahrlos. Infolgedessen ziehen die meisten Besucher Grande's den Landweg vor, der bequemer und kürzer ist.

Das that auch der junge Mann, der nun auf diesem Wege in Gesellschaft eines barfüßigen Jungen wandert, der ihm die Reisetasche trägt. Seinen Koffer hat er vorausgeschickt. Schon legen sich Abendschatten auf die ziemlich hochgehenden

Wogen. Es weht die Tramontana, der Abendwind, und die Büsche und Bäume am Wege neigen sich dem Wanderer zu und flüstern ihm geheimnisvolle Geschichten ins Ohr. Beppino, der kleine Träger, trippelt mit seinen nackten, braunen Füßchen neben ihm her und blickt den Fremden fragend an. Wer bist du? Bist du ein Prete, weil du keinen Bart hast, wie der Padre Antonio?

Es ist auch ein eigenthümliches Gesicht, das solche Fragen hervorruft. Kein Bart sprießt um den feingeschnittenen Mund, nur zwei dunkle Striche rahmen das Antlitz ein. Die hellgrauen Augen sind von starken Brauen beschattet, die Nase zeigt die classische Linie. Unter dem weißen Filzhute dunkles, glänzendes Haar. Der Fremde fragt Beppino um dies oder jenes, und der kleine Bursche weiß über alles Bescheid; der junge Mann lächelt über dessen altkluges Wesen, und dieses Lächeln verleiht dem sonst so ernsten Gesicht eigenthümlichen Reiz.

Salute Grande ist erreicht, die Pension gefunden. Beppino wird königlich belohnt und läuft heimwärts. Fräulein Emma, die vor der Ankunft eines jeden Gastes in gelinde Aufregung geräth, steht unter dem Hausthore und empfängt den Ankömmling.

„Herr Ministerialsecretär v. Renk, nicht wahr?“

„Ganz richtig; und ich habe wohl die Ehre, Fräulein Sartorius zu begrüßen, die vielgerühmte Pensionsmama.“

Das runde Gesicht des Fräuleins strahlt vor Freude. Das Wort Pensionsmama ist Musik für ihr Ohr. Sie steigt die Treppe hinauf und dreht sich auf jeder Stufe um, sich dem neuen Gast zuwendend und ihm die Tagesordnung mittheilend. Oben bei dem Zimmer Nummer 6 angelangt, öffnet sie mit einer gewissen Feierlichkeit die Thüre und führt Arnold v. Renk in das für ihn bestimmte, von einer Hängelampe traulich erleuchtete Zimmer.

„Ich begrüße Sie nochmals, Herr v. Renk, als meinen Hausgenossen und hoffe, Sie werden sich bei mir wohl fühlen. Wenn Sie irgend einen Wunsch haben, bitte ich zu klingeln. Was in meinen Kräften steht, soll geschehen. Zu den Mahlzeiten wird geläutet. In einer Stunde wird im Speisesaal zu ebener Erde zu Nacht gegessen. Da die früher gekommenen Gäste schon alle ihre bestimmten Plätze bei Tische haben, konnte ich Ihnen keinen bessern anweisen, als den Ecksitz neben dem Herrn Hofrath Keller. Er ist etwas taub. Gegenüber aber,“ und Fräulein Emma betont dieses „Gegenüber“ ganz besonders, „sitzt das höchst

interessante Fräulein Renée v. Werther, die einzige Tochter Seiner Excellenz des Herrn Finanzministers und neben ihr Fräulein Wanda v. Rakonitz, deren Vater Gerichtspräsident in Lemberg ist, ihre Mutter ist eine geborene Gräfin v. Sadnitzka."

Renk fürchtet eine Personalbeschreibung all' der anderen Gäste und unterbricht den Redeschwall des Fräuleins. „Ich habe die Absicht, zurückgezogen zu leben, da ich an einem ernsten Werke arbeite. Wenn Sie erlauben, werde ich mich jetzt vom Reisestaub befreien."

Fräulein Sartorius ist zu zartfühlend, um diesen Wink nicht zu verstehen. Sie legt die kleine fette Hand in die dargereichte Rechte des jungen Mannes, murmelt etwas von „Zufriedenheit und Sichwohlfühlen" und schiebt ihren dicken rundlichen Körper zur Thüre hinaus.

Renk athmet erleichtert auf. Er tritt an das Fenster, sieht das Meer nur in schattenhaften Umrissen, hört es aber rauschen.

„Rausche mir in die Seele hinein!" ruft er begeistert und beugt sich weit hinaus, in vollen Zügen die erfrischende Seeluft genießend. „Wärest du Lethe, ich möchte dich austrinken, du unendliches Wasser du!" Und in Gedanken versunken, bleibt er noch eine Weile am Fenster.

Das Zimmer ist gut und bequem eingerichtet. Auf dem Tische vor dem Sopha liegen Briefe und Zeitungen, denn Renk hat auf seiner Fahrt nach Salute in einigen Stationen Halt gemacht und dadurch den Postsendungen Vorsprung gelassen. Er legt die Zeitungen beiseite und nimmt von den Briefen den kleinsten heraus, den er zärtlich mit der Hand liebkost und in die Brusttasche steckt.

Im hohen, luftigen Speisesaale herrscht lautes Stimmengeschwirre, das nun plötzlich verstummt. Die Ursache der unvermittelten Stille ist der neue Gast Arnold v. Renk, der den Saal betreten hat und von Fräulein Emma zu seinem Platz geführt wird. Die Pensionsmama lässt es sich auch nicht nehmen, der Tischgesellschaft den Herrn Ministerialsecretär Arnold v. Renk vorzustellen. Dieser Name ist in den letzten Tagen so oft genannt worden, dass ihn sogar der taube Hofrath sofort versteht und nicht dreimal hintereinander sein „was sagen's? — wie meinen's — wissen's, ich hör' halt nit gut" an den Mann bringt. Renk macht eine etwas steife Verbeugung und nimmt seinen Platz ein. Ihm gegenüber sitzt eine junge schlanke Dame, Fräulein Renée v. Werther, neben ihr eine pikante Brünette, Wanda v. Rakonitz.

Während des Abendessens nimmt der Hofrath Renk ganz in Beschlag; er erkundigt sich nach seinen Collegen, die noch in Amt und Würden sind und spricht seine Missbilligung über das Protectionswesen aus, dem er zum Opfer gefallen ist. Da nach jeder von Renk gegebenen Auskunft ein „was sagen's" folgt, ist die Conversation etwas langwierig. Arnold bemerkt, dass Renée v. Werther ihre großen grüngrauen Augen auf ihn richtet und glaubt ein spöttisches Lächeln wahrzunehmen. Er ist froh, nachdem der Nachtisch aufgetragen worden, aufstehen und sich entfernen zu können.

Drei Personen in der Pension führen Tagebuch:

Nr. 1. Die Schriftstellerin: Heute erschien ein neuer Gast. Interessantes Gesicht. So mögen Booth und Sonnenthal in ihrer Jugend ausgesehen haben. Gute Romanfigur und herrlicher Romanname: Arnold v. Renk.

Nr. 2. Wanda v. Rakonitz: Endlich ein junger Mann! er ist von Adel und bildhübsch. Werde ihn mir erobern.

Nr. 3. Renée v. Werther: Renk ist angekommen. Physiognomie nicht ohne; mir schon in den Salons aufgefallen. Vielleicht der Mühe wert, ihn zu ergründen. Qui vivra, verra.

Der also Beurtheilte sitzt indes in seinem Zimmer in einem bequemen Lehnstuhl, raucht eine Cigarette und liest den Brief, den er vor dem Abendessen zu sich gesteckt hatte. Charakteristik: dickes Papier, Freiherrnkrone, kleine, etwas unleserliche Schrift, viele Gedankenstriche und Ausrufungszeichen.

„Mein Arnold! Du bist fort, und ich kränke mich. Warum bist Du geflohen? „Man" hat ja gar nichts bemerkt. Heute Abend großer Rout beim französischen Botschafter. — Meine Toilette ist wunderbar! silbergestickt mit Flügelärmeln! — „Man" vermißt Dich sehr! Ist verstimmt! Im Abgeordnetenhaus wird er angegriffen. Mich langweilt die Geschichte! Wärest Du nur hier! Lies das gestrige Morgenblatt. Es nennt mich die Königin des Balles! — Wie wir tanzten! „Man" ist nie eifersüchtig; das rührt mich! ärgert mich! Schreibe gleich! Im nächsten Jahrhundert herrscht die freie Liebe! Wir sind zu früh auf die Welt gekommen! Wie findest Du Renée v. Werther? Liebe mich! Ewig Deine Lola."

Der Brief ist längst zu Ende gelesen, die Cigarette zu Ende geraucht. Arnold denkt nicht

an's Schlafengehen. Ein verzücktes Lächeln irrt um seine Lippen. „Der Stil ist der Mensch. Buffon hat recht", murmelte er vor sich hin. „So verführerisch, so reizvoll! So unberechenbar! und," indem er die Arme ausbreitet, „so schön! — Ach, ich will nicht Lethe trinken!"

Von dem nahen Campanile wecken die metallenen Schläge den Träumer. Es ist Mitternacht! Renk sucht sein Lager auf, um im Schlafe den süßen Traum weiterzuspinnen.

Zehn Tage sind seit der Ankunft Renks verstrichen. Er kennt alle Inwohner der Pension und hat sich über sie sein Urtheil gebildet. Am sympathischesten ist ihm die junge Witwe, Baronin Hiller, deren Trauer um den geliebten Mann echt und wahr zu sein scheint.

Wanda Rakonitz verfolgt ihn mit herausfordernden Scherzen und oft recht tactlosen Anzüglichkeiten. Sie findet alles reizend, was Arnold sagt und thut und gefällt sich in einer gewissen Vertraulichkeit, die ihn manchmal in Erstaunen setzt. Er verhält sich ihr gegenüber entweder kühl und zurückhaltend, oder er geht in ihre Scherze ein, erlaubt sich manche Freiheit, die sie nicht zu verletzen, sondern zu beglücken scheint. Er begegnet ihr so oft auf dem Gange und auf seinen Spazier=

gängen, dass er an der Zufälligkeit dieser Begegnungen zu zweifeln beginnt.

Oberst Haller zieht ihn gern in politische Gespräche, indes der Hofrath ihm sein anfangs gezeigtes Wohlwollen entzog, seitdem er die traurige Erfahrung gemacht, dass der Ministerialsecretär so ungebildet ist, weder Whist noch Tarok zu spielen. Das ernste Werk, an dem er zu schreiben vorgab, diente als vortreffliche Entschuldigung und sicherte ihm zugleich die ganz besondere Zuneigung der Schriftstellerin, die ihn als Bruder in Apoll begrüßte.

Ein junger, brustkranker Oberlieutenant, Oskar Wolters, mit seiner Mutter, einer Oberstenwitwe, haben seine wärmste Theilnahme errungen. Die zwei Menschen, die ihr Leid vor einander zu verbergen suchten, rührten ihn tief, und er gesellte sich gern zu ihnen. Da war es, dass er häufig Renée v. Werther begegnete, der interessantesten Erscheinung im kleinen Kreise; denn die Schriftstellerin mit ihrem harmlosen, gutmüthigen Wesen, den ewig fragenden, hervorstehenden blauen Augen, den ungedruckten Manuscripten konnte er mit dem besten Willen nicht interessant finden.

Renée interessierte ihn nicht als die Tochter des allmächtigen Finanzministers, sondern ihrer

eigenthümlichen Individualität wegen. Von der Gesellschaft mit besonderer Auszeichnung behandelt — denn die Menschen sind schon einmal so geartet, dass sie nicht unempfindsam sind für die jeweilige Stellung des lieben Nächsten, und diese nur zu oft der Gradmesser für ihre Höflichkeit ist — also, von der Gesellschaft verwöhnt, steht Renée trotz ihrer Jugend (sie ist vierundzwanzig Jahre alt) der Welt skeptisch gegenüber. So skeptisch, dass sie in jedem Act der Liebenswürdigkeit eine zukünftige Forderung an den Herrn Papa erblickt. Schon in der Residenz war sie Renk aufgefallen, immer von Herren umringt, als geistreiche, schlagfertige und kokette Dame berühmt und berüchtigt. „Sie betrachtet uns Alle als Versuchskaninchen und nach vollzogener Vivisection gibt sie uns den Laufpass", dieses scharfe Urtheil eines Freundes kam Arnold stets in den Sinn, so oft Renée ihren blendenden Geist leuchten ließ. Ihre äußere Erscheinung war nicht blendend. Ein blasses Gesicht mit einer etwas zu großen Nase, einem etwas zu großen Mund. Aber ihre Augen! Ihre Farbe zu beschreiben, ist ein Ding der Unmöglichkeit; denn sie verändern dieselbe wie das Meer. Manchmal sind sie vollständig von den großen, zartgeränderten Lidern und den

dunklen Wimpern bedeckt, dann schießt plötzlich ein vielsagender Blitz daraus hervor. Voll aufgeschlagen haben sie etwas geheimnisvolles, dämonisches. Ihr Geist und ihre Augen — das sind Renée's Waffen, mit welchen sie die ganze Welt in die Schranken fordert. Wäre Arnold's Herz nicht in süße Fesseln geschlagen, er würde den Kampf aufnehmen mit dieser verführerischen Circe; ja es würde ihn gereizt haben, die geistreiche Renée v. Werther zum Turnier herauszufordern. So aber Kopf und Herz erfüllt von dem Bilde der um so vieles schöneren Lola, ist ihm jedes andere weibliche Wesen gleichgiltig.

Renée buhlt nicht um seine Gunst. Sie blickt ihn nur manchmal fragend an, als wollte sie sagen: „Möchte doch wissen, zu welcher Sorte Menschen du gehörst.“ Sie ist eine vorzügliche Lawn Tennis-Spielerin, und ihre mädchenhafte, schlanke Gestalt kommt da am meisten zur Geltung. Ihre Bewegungen sind voll Grazie und Anmuth. In Arnold hat sie einen ebenbürtigen Partner gefunden. Wanda Rakonitz und Baronin Hillern bilden die Gegner, die immer geschlagen werden.

Renée ist natürlich nicht allein in Salute. Eine kleine gutmüthige Engländerin, Miß Plum, ist ihre Begleiterin. Sie war Renée's Lehrerin

der englischen Sprache, und als die Minister-
tochter den Wunsch äußerte, von den langweiligen
Routs und Afternoon Tea's in der Residenz los-
zukommen und acht Wochen in Salute zuzubringen,
bat Frau v. Werther Miss Plum, ihre Tochter
dahin zu begleiten. Sie bot ihr eine so reiche
Entschädigung für die zu versäumenden Lectionen,
dass die Engländerin mit Freuden darauf ein-
gieng. Miss Plum ist sehr kurzsichtig, trägt eine
Brille und malt mit Wasserfarben. Sie findet an
ihrer Schutzbefohlenen vieles shocking, hat aber
nicht mehr den Muth, ihrer Entrüstung Ausdruck
zu geben, seitdem Renée ihr kurz und bündig
erklärt hat: „Miss Plum, Sie sind nicht meine
Erzieherin, denn meine Erziehung ist schon vollendet.
Wenn wir gute Freunde bleiben sollen, lassen Sie
mich schalten und walten wie es mir beliebt. Sie
können dafür auch alles thun und lassen, was und
wie es Ihnen beliebt."

Das wichtigste Ereignis des Tages war die
Ankunft des Postboten, eines drolligen Jungen,
mit dem die Gesellschaft ihren besonderen Spass
hatte. Renée und Arnold erhielten alle Tage
Briefe und beide schrieben viel und brachten ihre
Correspondenz dem Tonino, der sie in Piccolo
zur Post beförderte. Das Erscheinen Tonino's

gab Anlass zu scherzhaften Episoden. Der Hofrath konnte nicht erwarten, seine Zeitung zu bekommen, die ihm manchmal bis zu allerletzt vorenthalten wurde. Kam ein dickes Schriftstück zum Vorschein, rief Wanda Rakonitz voll Bosheit: „Fräulein Weidelhuber, Ihr Manuscript ist zurückgekommen.“ Die tief Gekränkte murmelte etwas wie: „Druckbögen, Bürstenabzug“ und schlich betrübt in ihr Zimmer, das Paket zu den anderen nicht gedruckten Geistesproducten legend.

Oberlieutenant Wolters, der Tag für Tag langsamer einherschlich und, um seine Mutter über seinen Zustand hinwegzutäuschen, die größten Anstrengungen machte, die Treppe hinaufzusteigen, war ebenfalls anwesend. Er nahm die rosafarbigen Briefchen in Empfang, die regelmäßig kamen und barg sie mit wehmüthigem Lächeln in seiner Brusttasche. „Von meiner Braut“, sagte er erröthend, und ein Freudenschimmer verbreitete sich über sein Antlitz.

Von sieben bis acht Uhr war es dann mäuschenstill in der Pension. Alles las die eingelaufenen Zeitungen und Briefe. Oberst Haller sorgte dafür, dass Fräulein Sartorius erfuhr, was in der Welt vorgieng. Im Spielzimmer las er ihr die wichtigsten Neuigkeiten vor. Wanda

Rakonitz nannte dies die Kosestunde der Pensions-mama und war unzart genug, dieselbe zeitweise zu stören. Sie hätte die Zwei gar zu gern auf einer Zärtlichkeit ertappt; doch sie saßen sich ruhig gegenüber. Fräulein Emma arbeitete, und der Oberst las mit schwacher, aber sympathischer Stimme all dasjenige, was sie interessieren konnte. Das war des Tages Weihestunde für die so sehr beschäftigte und geschäftige kleine, dicke Person.

Arnold sog mit Behagen den Veilchenduft ein, der Lola's Episteln entströmte. Diese glichen sich vollkommen. Dieselben abgebrochenen Sätze, dieselben leidenschaftlichen Ausbrüche, seltsam gemischt mit banalen Toilettenschilderungen. Renk konnte sich nicht verhehlen, dass Lola's Episteln ihm ein unbefriedigtes Gefühl zurückließen; die Oberflächlichkeit, die nicht durch die entzückende Persönlichkeit gedeckt wurde, kam in den Briefen zu sehr zum Durchbruch. Er musste immer wieder Lola's Bild heraufbeschwören, um das tiefe Gefühl festzuhalten, das sich in der Residenz seiner bemächtigt hatte, so oft er sie gesehen; ein Gefühl, vor dem ihm bange geworden, so dass er die Flucht ergriffen hatte. „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib", und dieser Nächste war sein Vorgesetzter, sein Gönner, der ihm voll-

kommenes Vertrauen schenkte. Nur die Flucht konnte ihn und sie retten! Er schrieb ihr alle Tage. Doch waren seine letzten Briefe etwas akademisch und enthielten für Lola's Geschmack zu viele Naturschilderungen und zu wenig Liebesbetheuerungen.

„Du bist kalt“, schreibt sie in ihrem letzten Briefe. „Ich bin das unglücklichste Geschöpf auf Gottes Erdboden. Ich habe auf dem Ball beim Eisenbahnminister nicht so gut ausgesehen wie sonst. Daran bist nur Du schuld. Nicht wahr, Du liebst mich nicht mehr!! — Oder hat Renée v. Werther Dich verhext? Denn sie ist eine Hexe!“

O, über den Scharfsinn der Frauen! Und doch — nein — Renée ist ihm gleichgiltig, ja manchmal geradezu antipathisch! Wie kam Lola auf Renée? Hat er ihren Namen zu oft genannt? Vorsicht für ein andermal! und er drückte einen Kuss auf das parfümierte Briefchen.

Zu derselben Zeit weilt Renée in ihrem Zimmer. Die Thüre zu Miss Plums Zimmer steht offen. Die Engländerin ist in ihre „Times“ vertieft. Renée raucht eine Cigarette und wiegt sich in ihrem amerikanischen Sessel hin und her. Sie hat einen rührenden Brief von ihrer Mutter

und eine zärtliche Epistel von einem braven Jungen erhalten, der ihr sein lieberfülltes Herz und seine Hand anbietet, der sie beschwört, endlich einmal das beglückende Jawort auszusprechen.

Warum that sie es nicht? Warum zögerte sie? Einen Monat Bedenkzeit hat sie sich ausgebeten, nachdem sie ihn durch ein ganzes Jahr vor allen anderen ausgezeichnet, ihm Brief auf Brief geschrieben, ihm Zusammenkünfte gestattet und ihm erlaubt hatte, sie „Du“ und „meine Renée“ zu nennen, nachdem schon seine Küsse auf ihren Lippen gebrannt hatten. Gebrannt? Nein! Das war es eben! Sie hatte kein Herz! Sie kannte wohl der Liebe Sprache, aber nicht die Liebe! Sie hat sich und ihn betrogen! Wie schlecht war sie! Am besten wäre es, sie machte dem unwürdigen Spiel ein rasches Ende und suchte Ruhe in der Tiefe des Meeres! Was waren ihr die Menschen? Nichts als Rebusse, die, sobald sie sie gelöst glaubte, kein Interesse mehr für sie hatten. Sie hatte kein Herz! Sie konnte nicht lieben! Nicht ihren Vater, den von aller Welt hochgeschätzten Mann; nicht ihre Mutter, die sich um sie sorgte und quälte. Und doch — wie sehnte sie sich danach, einen Menschen voll und ganz zu lieben! Einen, der ihr um ihrer selbst willen

gut war — Einen — Einer, dem sie sich ganz hingeben wollte als Martha und Maria.

Sie war vollgesogen von dem modernen Geist der Zersetzung und zerpflückte selbst jede enthusiastische Regung, jede uneigennützige Handlung ihrer Freunde und Verehrer. Trat ein Mann in ihren Gesichtskreis, bei dem sie Geist und Verstand vermuthete, zog sie ihn bald magnetisch an. Dann begann das gefährliche Spiel halber Worte, hingeworfener geheimnisvoller Andeutungen, blitzender Witzraketen. Das Opfer war gefesselt, fieng Feuer an den räthselhaften Nixenaugen, die leuchteten, aber nicht erwärmten, glaubte sich geliebt und wartete den richtigen Zeitpunkt ab, um sich das Jawort zu holen. Da aber, als der Betreffende zärtlich zu werden begann, als er um die Erfüllung dessen flehte, was Blick und Worte ihm verhießen, da fand er kein liebendes Weib, sondern eine kalte Kokette, die sich schon von ihm abgewandt. Und auf alle bitteren Vorwürfe, auf alle beschwörenden Worte und Briefe hatte sie nur die eine Antwort: „Ach, es war nur ein Traum!“ und sie begann ihr Spiel von neuem!

Dieses Gebaren Renée's war eine Komödie und doch keine Komödie. Ein in ihrem Innern schlummerndes Rechtsgefühl missbilligte ihre Hand-

lungsweise und — wenn die Welt sie tadelte, that sie es selbst in noch viel höherem Grade. Um diesen, der ihr solch lieben Brief geschrieben, war es ihr wahrhaftig leid. Er war ihr treu und ergeben wie keiner! Er lebte von ihrer Gnade und hätte niemals die Augen zur Ministertochter erhoben, hätte sie ihm nicht deutlich zu verstehen gegeben: ich bin dir gut.

Die Cigarette fliegt zum Fenster hinaus, und mit geschlossenen Augen, die Gedanken nach innen gekehrt, liegt sie noch eine Weile im Schaukelstuhle. Das Leben und ihr eigenes Ich ekeln sie an. Dieses Ich, dem sie die erste Stelle im Leben einräumte. Wozu eigentlich die ganze Komödie? Wem machte ihr Dasein Freude? Ihren Eltern gewiss nicht, trotz aller Liebe, die diese für sie an den Tag legten. Ihrem rastlos thätigen Vater fehlte das Verständnis für ihre egoistische Natur, die nur empfangen, aber nichts leisten wollte; und ihre sanfte Mutter stand ihr vollends rathlos gegenüber. Sie grübelte darüber nach, woher wohl der Zwiespalt in ihrer Seele? Einer ihrer Ahnherren hatte auf seiner Ritterburg sich und sein Weib freiwillig dem Hungertod preisgegeben als Sühne für ein begangenes Verbrechen. Dem Hungertod! Ja, da war der Atavismus in einer

seiner vielfachen Wandlungen. Sie stirbt den seelischen Hungertod, denn es hungert sie nach dem großen Glück, das sie nicht finden kann.

Die Glocke ruft zum Abendessen, und Miss Plum, die sich eines vortrefflichen Appetits erfreut, weckt Renée aus ihren Träumen.

Auf der Stiege treffen die beiden Damen mit Renk zusammen, und wie Renée an seiner Seite die Treppe hinabsteigt und ihre Hand die seine streift und sein Blick fragend auf ihrem müden Gesichte ruht, da empfindet sie zum erstenmale in ihrem Leben etwas, was sie bisher nicht gekannt, ein Wohlbehagen, ein Wünschen und Sehnen, diesem Mann anzugehören und Sudermann's „Katzensteg" kam ihr in den Sinn: „Seine Magd sein und für ihn sterben!"

Ehe sie in den Speisesaal treten, schreitet Renée dicht neben Renk, und ists Wahrheit oder Täuschung, ihn dünkt, als vernehme er ganz leise die Worte: „Ich liebe dich!"

Die übrigen Gäste sind schon versammelt und die Conversation wird bald sehr lebhaft. Renée läßt ihren Geist leuchten, doch vermeidet sie es, Renk anzublicken. Wanda Rakonitz hingegen führt mit ihren listigen Augen ein ganzes Feuerwerk auf, und je ernster Arnold wird, desto leb=

hafter scherzt und lacht sie und erzählt in ihrem Polnisch-Deutsch von ihrer Tante, der Gräfin Stranitzka und ihrem Onkel, dem Grafen Salvitzki und ihrer Freundin, der Comtesse Sulkovska, bis es Renée zu bunt wird und sie Wanda frägt, ob es in Galizien nur Grafen und Gräfinnen oder auch anständige Menschen gebe. Die Polin ist so verblüfft, dass sie nur blöde lacht und Arnold einen entrüsteten Blick zuwirft, der so viel bedeutet als: „Was sagst du dazu?“ Arnolds Augen aber ruhen auf dem blassen Gesichte Renée's, und er fühlt sich wie mit magnetischen Banden an sein Gegenüber gefesselt.

Oberst Haller, der es liebt, politische und sociale Fragen zu erörtern, wendet sich nun an Renk mit der Frage, ob er die Frauenemancipation billige.

Ein vernehmliches „Nein“ ist die Antwort.

„Und darf man fragen, warum nicht?“ wendet sich Renée an Arnold und blickt ihm über den Tisch voll ins Gesicht.

Was für Augen sie hat! fährt es Arnold durch den Kopf. Sinnberückende Augen! „Warum nicht, Fräulein v. Werther? Weil die zwei Begriffe Emancipation und Weiblichkeit nicht zu vereinbaren sind.“

„Ihr Beweis steht auf schwachen Füßen, Herr Ministerialsecretär. Emancipation ist eben eine falsche Bezeichnung für Frauenrecht.“

„Gleiche Rechte, gleiche Pflichten, mein Fräulein.“

„Es kommt nur auf die Probe an, ob wir, was die Pflichten anbelangt, nicht auch unseren Mann stellen können.“

„Die Frauen haben andere Pflichten, die sie vernachlässigen müssen, wenn sie in unsere Ressorts eingreifen.“

„Ach, wie Sie um unsere Pflichten besorgt sind, Herr v. Renk? Fürchten Sie, dass die Welt ausstirbt?“

Miss Plum, die neben Wanda Rakonitz sitzt, hat den Mund voll und kann daher ihr „Shocking“ nur unverständlich hervorstoßen. Sie winkt aber Renée mit der Serviette, und in ihrem gutmüthigen Gesicht spiegelt sich das Entsetzen über Renée's unpassende Bemerkung.

Renée erwidert lachend: „Essen Sie nur ruhig weiter, liebe Plumpudding“, und, sich wieder zu Renk wendend, fährt sie fort: „Fragt man bei der Taglöhnerin, die tagaus, tagein die schwersten Lasten schleppt, ob sie ihre Pflichten als Weib erfüllt? Der Mann ist der erste, der sie zur

Arbeit schickt, denn er will essen und trinken, und sein Verdienst reicht nicht zur Stillung seiner Bedürfnisse. Und die Fabriksarbeiterin? Muss sie nicht den ganzen Tag roboten? Und ist sie deshalb eine emancipierte Frau? So manche Arbeiterin gäbe ihre sogenannte Emancipation für ein menschenwürdiges Dasein her!"

„Ach, wie komisch!" ruft Wanda dazwischen. „Sie sind ja die reinste Socialistin. Sie, eine Ministerstochter!"

„Auch bei Ministertöchtern herrscht Gedankenfreiheit", und sich wieder an Arnold wendend, den weniger das Thema als die Sprecherin interessierte: „Nun, Herr v. Renk, ich warte auf Ihre Entgegnung."

„Die ganze bisherige Weltordnung wird auf den Kopf gestellt, das Haus wird verödet, die Familie verliert ihren Halt und ihren Mittelpunkt, die Kindererziehung bleibt Fremden überlassen."

„Nun ja, Sie haben einen anderen Standpunkt, den des Mannes oder vielmehr des Herrn. Sie betrachten uns nur als die Erzeugerin der Kinder, als die Ernährerin derselben, als die Amme des Menschengeschlechts." Miss Plum bleibt der Bissen im Halse stecken. Sie zieht Renée

am Ärmel und flüstert ihr hinter Wanda's Rücken zu: Don't-don't."

Renée bemerkt an den erstaunten Gesichtern der Tafelrunde, dass sie zu weit gegangen war, und ihr Blick ruht beinahe bittend auf Arnold, als flehte sie: „So hilf mir doch aus der Verlegenheit." Doch Renk ist nicht in der Lage, diesen Wunsch zu erfüllen. Der Hofrath, der bemerkt hatte, dass Renée etwas außergewöhnliches gesagt haben musste, wendet sich an seinen Nachbar und wiederholt sein: „Was sagt sie? Was meint sie?"

Renée's Wangen haben sich dunkelroth gefärbt. Sie macht eine Kraftanstrengung und unterbricht selbst die peinliche Pause, indem sie, an das frühere Thema anknüpfend, zuerst leise, dann aber laut fortfährt: „Ich glaube, wenn eine Frau befähigt erachtet wird, ein großes Reich zu regieren — und wir haben Beispiele genug, dass die Regentinnen nicht die schlechtesten Regenten waren — dann kann eine Frau auch die Gleichstellung in allen socialen Fragen, Ämtern und Verpflichtungen beanspruchen."

„Bravo, bravo!" ertönt es nun von allen Seiten. „Sie sind die würdige Tochter Ihres Vaters", ruft der Oberst enthusiastisch aus, „redegewandt und schlagfertig wie er."

Fräulein Weidelhuber hat gleich am Anfang der Debatte ihr Notizbuch hervorgezogen und unter dem Tisch Renée's Worte notiert.

Arnold aber erwiderte nichts mehr, nur als er Renée „gute Nacht" wünschte, sagte er in etwas spöttischem Tone: „Sie wären ein ausgezeichneter Parlamentarier, Fräulein v. Werther. Nach meinem Geschmack sind die Frauen in Männerkleidern und mit freier Redeweise nicht. Die Weiblichkeit ist der größte Reiz des Weibes. Ich habe die Ehre, gute Nacht zu wünschen."

Da Wanda Rakonitz sich ebenfalls zurückzog, bot er ihr seinen Arm, und Renée hörte ihn auf der Stiege schäkern und lachen. Sie fühlte einen eigenthümlichen Schmerz am Herzen und — waren es nicht Thränen, die ihre Augen trübten?

Ohne sich von der Gesellschaft zu verabschieden, stürmte sie die Treppe hinauf an Renk und Wanda vorüber in ihr Zimmer, das sie von innen sperrte. Sie hörte gerade noch, wie Renk der Polin lachend zurief: „Bonne nuit, mein Fräulein; Morgen werde ich Ihre angenehme Gesellschaft vermissen, da ich nach Piccolo wandere, eine Dame dort aufzusuchen."

Die drei Tagebücher enthielten an jenem Abend folgende Bemerkungen:

Nr. 1. Die Schriftstellerin: Höchst interessante Debatte über die Frauenemancipation. Alles notiert; gut zu verwerten.

Nr. 2. Wanda Rakonitz: Er ist ein reizender Mensch! Ich gefalle ihm besser als Renée! Er liebt an den Frauen die Weiblichkeit. Weiblichkeit! Voilà ma parole.

Nr. 3. Renée: Er hat mich in Stich gelassen. Möchte ihn doch prüfen, ob er stich- und hiebfest ist, ob er Lola v. Galen liebt, wie man sich erzählt hat. Ob er nicht zahm würde, wie die anderen! — O, er muss zahm werden! Ach — ich träume von zwei himmlisch schönen Stunden! Der arme Oberlieutenant! Wie elend er aussieht. Die Augen seiner Mutter thun mir in der Seele weh! Könnte ich statt seiner sterben! Vielleicht werde ich auch brustkrank! Wozu? Man kann ja immer sterben, wenn man will — vielleicht wird er doch zahm. Er geht morgen nach Piccolo.

*

Ein wunderbar schöner Nachmittag! Die ererfrischende Meerbrise athmet sich wonnig ein! Die Straße, die sich längs des Meeresstrandes schlängelt, macht vielfache Biegungen, von wo aus man immer wieder neue, überraschende Ausblicke genießt. Renée ist guter Laune — der Weltschmerz

ist verschlafen. Es führt kein anderer Weg nach Küßnacht. Er muss ihr also begegnen!

Miß Plum wundert sich nicht mehr über die Wandlungen in Renée's Stimmungen. Sie ist erfüllt von Lord Salisbury's letzter Rede und entwickelt ihre Ansicht darüber. Dass Renée nicht nur keine Antwort gibt, sondern einen bekannten Gassenhauer vor sich hinträllert, stört sie nicht im mindesten. Sie ist an solche Rücksichtslosigkeiten längst gewöhnt. Endlich ist sie mit der Politik zu Ende und sie erkundigt sich bei Renée, ob der „good boy“ geschrieben habe. So nannte sie nämlich Renée's jugendlichen Verehrer.

„Hier, my dear, lesen Sie,“ und Renée zieht den Brief, den sie morgens erhalten hatte, aus der Tasche. „Ich soll ‚ja‘ sagen, dann will er bei meinen Eltern um mich anhalten. Die würden sich freuen! Was, Miss! Papa würde ihm in seiner sarkastischen Art sagen: „Kommen Sie wieder, mein Herr, wenn Sie in Amt und Würden sind“, und Mama würde heiße Thränen weinen um uns Beide. Übrigens, wenn es soweit käme, würde ich meinen Eltern erzählen, dass ich den Boy bei Ihnen kennen gelernt habe, das heißt, Pardon, dass er mich im englischen Gouvernantenheim lieben gelernt hat. Bei Ihnen nahm

er englischen Unterricht, bei mir deklinierte er das Zeitwort to love" —

„For heavens sake don't! — Renée, schreiben Sie ihm ab. Spielen Sie nicht mit ihm."

„Ich soll ihm abschreiben, Miss? Dann bekomme ich keine so netten Briefe mehr. Er ist so hübsch! Bischen unreif! Aber das hat auch seinen Reiz! ich habe ihn lieb, Miss Plum."

„Wie Sie das sagen, Renée! Gerade so, als ob Sie sagten: heute ist schönes Wetter."

„Fühle auch nicht viel mehr dabei."

„Ach!" und die kleine Engländerin stößt einen tiefen Seufzer aus, „als ich geliebt habe —"

„Weiß schon, weiß schon, Miss Plumpudding, da haben Sie geseufzt und geseufzt, und das ist endlich auch dem guten Clergyman zu viel geworden und er hat eine Andere geheiratet."

„Sie sind grausam, Renée —"

„Nicht böse sein, Miss Plum, trocknen Sie Ihre Thränen um Ihren treulosen Jack oder John — die Männer sind keiner Thräne wert."

Renée hat diese letzten Worte lauter als nothwendig gesprochen, denn sie hat Schritte vernommen, und ist gar nicht erstaunt, dass Renk nun sichtbar wird.

„Ich danke im Namen meines ganzen Geschlechts," redet Arnold die Damen an und lüftet den Hut.

Die Engländerin trocknet verlegen ihre Thränen um den treulosen Jack, und Renée erwidert Renk's Gruß mit leichtem Kopfnicken und sagt in fast impertinentem Tone: „Ach, Sie sind es nur."

Renk thut, als bemerke er ihre Unart nicht und schließt sich den Damen an. Er weiß, weshalb Renée ihm zürnt, und ist eher geschmeichelt, als verletzt. Er hat zu viel mit Frauen verkehrt, um nicht ihre kleinen und großen Schwächen, ihre Kiegslisten zu kennen und zu verstehen.

Die Drei gehen eine Weile schweigend nebeneinander. Miß Plum kämpft noch gegen das Gefühl der Rührung, das sie übermannt hat; Renée schlägt mit ihrem Schirm Zweige von den Sträuchern ab, die den Weg begrenzen.

„Schade um die Triebe, die schon an den Zweigen sichtbar sind," unterbricht Arnold das Schweigen.

„Ach was, sie verkümmern ohnedies beim nächsten Frost. Besser ein rascher Tod als ein langsames Sterben", und wieder fällt ein Zweig.

„Wenn aber kein Frost kommt?

„In diesem Klima, Herr v. Renk?“ Renée zuckt verächtlich die Achseln. „Eben so sicher wie im Leben.“ Sich nun ganz zu Arnold wendend: „Wie lange haben Sie Urlaub?“

„Sechs Wochen; zwei sind schon dahin.“

„Warum haben Sie Urlaub genommen? Aus Überbürdung oder Feigheit.“

„Feigheit?“ Aus Renk's Augen schießt ein Zornesblick zu Renée hinüber. „Wie meinen Sie das, Fräulein v. Werther?“ Und Renée sagt in wegwerfendem Tone: „Es gibt eine Feigheit, die man auf die Moral gründet; eine Flucht, die man aus Muth unternimmt.“

„Mein Fräulein, Sie sind indiscret.“

Renée erröthet. „Sie haben recht; reden wir von etwas anderem. Was halten Sie von dem Zustande Wolter's?“

„Das allerschlechteste. Ich fürchte, wir werden ihn nicht mehr lange in unserer Mitte haben.“

„So schlecht?“ ruft Renée mitleidsvoll aus, und Miss Plum beginnt von neuem zu weinen. „Er ist doch voll Hoffnung! Könnte ich mit ihm tauschen.“

„Fräulein Renée!“ Renk erschrickt über diese intime Ansprache, aber Renée scheint sie nicht übel genommen zu haben. Die grauen Augen wie

in weite Fernen gerichtet, sagt sie voll Bitterkeit im Tone:

„Nun, und was weiter? Ich lebe nicht gern, weil mein Leben mir und Andern unnütz ist. Aber ich bin feige, es von mir zu werfen, obwohl sich gerade hier die beste Gelegenheit dazu böte.“

Miss Plum bleibt stehen und erhebt ihre Hände, wie bittend, zu dem thörichten Mädchen: „Renée don't — O Mister Renk, so spricht sie oft. Ist das nicht eine Sünde? It is sinful!“

Renk erwidert nichts. Tiefes Mitleid erfüllt ihn mit dem jungen Wesen, das so wenig Talent besitzt, glücklich zu sein. Vor seinem Geiste erscheint Lola, das sonnige strahlende Weib ohne Weltschmerz, ohne Zweifel, ohne Skepsis, und gleichsam mit sich selbst redend, murmelt er: „Das ist ungesund.“

„Das Ins-Wasser-springen?“ fragt Renée bitter lachend. „Gewiss, wenn man nicht schwimmen kann wie ich. Man stirbt eben daran. Das ist noch immer nicht das ärgste, nicht wahr, liebe Plumpudding!

Arnold muss trotz der ernsten Stimmung, die über ihn gekommen war, laut auflachen.

„Nicht wahr, der Name ist gut: klein, dick, schwer und gut. Das ist die Charakteristik der Plumpuddings und der Miss.“

Die Engländerin wirft Arnold einen vielsagenden Blick zu.

„Sehen Sie sich die Welt an, Fräulein Renée v. Werther, wie schön sie ist! Wie das Meer daliegt, leise erbebend, das innere Leben verrathend.“

„Den Abgrund gleißnerisch verdeckend,“ fällt ihm Renée ins Wort. „Ueberall ist ein Abgrund, wohin wir schauen. In jedes Menschen Seele — in der eigenen — brr — In der eigenen, welch' ein Abgrund!“

„Es gibt aber auch Abgründe, wo Edelsteine verborgen liegen.“

„Glauben Sie?“ und sie streift das ausdrucksvolle Gesicht ihres Begleiters mit einem ihrer verführerischen Seitenblicke, als wollte sie sagen: So grabe, und du wirst Entdeckungen machen.

Und wahrlich, es gelüstet ihn, diesem räthselhaften Wesen näher zu treten. So ganz anders als alle Frauen, welchen er bisher begegnet, so abstoßend und anziehend zugleich und in diesem Augenblicke so reizend. Das blaue, enganliegende Kleid bringt ihre schlanke, wohlgebildete Gestalt zu vollster Geltung. Der elastische Gang und die Anmuth ihrer Bewegungen entzücken ihn. Es erfaßt ihn heiße Sehnsucht, Renée in

seine Arme zu schließen und sie das Glück zu lehren.

Piccolo ist erreicht.

„Da sind wir," ruft Renée, und Arnold, wie aus einem Traum erwachend, seufzt: „leider!"

Ein Lächeln huscht über Renée's Gesicht.

Miss Plum wird wieder gesprächig und ergeht sich in enthusiastischen Superlativen über einen majestätischen Dampfer, der eben in den Hafen einläuft.

„Nun müssen wir uns trennen, Herr v. Renk, ich muss auf höheren Befehl meines Herrn Minister-Vaters einen Besuch im Hotel machen. Doch können wir per mare nach Grande heimkehren. Bis wir zurückkommen, haben Sie sich vielleicht einen Röntgenstrahlenapparat verschafft, um meinen Herzmuskel durchschauen zu können. Jedenfalls wird es gut sein, sich eines Bootes zu versichern. Fragen Sie nach Daniele, meinem alten Freund. Adieu, Adieu!" und den Arm der Engländerin nehmend, lenkt sie ihre Schritte zu dem nicht fern vom Hafen gelegenen Hotel.

Renk streift planlos umher. Sein Geist ist erfüllt von Renée. Der terrassenförmig gebaute Ort mit den engen Gassen muthet ihn nicht an. Die Vegetation ist noch spärlicher als in Grande.

Nur der Hafen, durch eine tief eingeschnittene Bucht gebildet, bietet ein anziehendes Bild. Große und kleine Schiffe, Segelboote mit ihren schreienden Eigenthümern, die Polenta kochen und Fische braten. Sieht und hört man ihnen zu, glaubt man, sie streiten auf Leben und Tod; versteht man aber ihre Sprache, so überzeugt man sich, dass sie im friedlichsten Einvernehmen sind und die harmlosesten Dinge besprechen. Barfüßige, schmutzige Kinder betteln Arnold an und wanken und weichen nicht, bis sie einen Soldo erhalten. Murillo'sche Gestalten fesseln Renk's Aufmerksamkeit. Er hatte seiner Lola versprochen, ihre Freundin Frau v. Stern in Piccolo zu besuchen; er hat alle Lust dazu verloren. Er wandelt am Strande auf und nieder und blickt ungeduldig die Straße entlang, die zu dem Hotel führt.

Abseits von den anderen Schiffern bemerkt er ein hübsches Segelboot, dessen Besitzer nicht schreit und lärmt, wie seine Kameraden, nicht ruft: Signor qui, qui Signor, sondern mit verschränkten Armen stumm und ernst in die Fluthen blickt. Der Mann interessiert Arnold und er wirbt ihn zur Heimfahrt. Er hat den Namen des Schiffers vergessen, den Renée gewünscht und war erfreut, als Daniele den seinen nannte

und er sich erinnerte, daſs Renée's Liebling so heißt. Er betrachtete diesen Zufall als gutes Omen.

„Ecco la Signorina!“ unterbricht Daniele das Zwiegespräch und rüstet sein Schiff zur Abfahrt.

„Miſs Plumpudding will nicht fahren,“ ruft Renée Arnold zu. „Sie denkt wie jener Furchtsame, der meinte, man sei auf dem Meere zu sehr in Gottes Hand. Miſs Plum ist ein Hasenfuß.“

„Good gracious!“ seufzt die dicke Engländerin, „ich fahre nur auf Steamers, aber nie auf diesen kleinen Booten.“

„Nun, da müssen Sie eben gehen, Miſs: denn ich will fahren.“

„Buona sera, Daniele!“ und ohne eine Antwort abzuwarten, springt Renée in das Boot und Renk ihr nach. In demselben Augenblicke winkt Jemand mit einem Taschentuche, eine Dame, die, vom Hotel kommend, zu dem Hafen hinunter eilt.

Renée's scharfe Augen erkennen in der Eilenden Wanda Rakonitz. Sie befiehlt Daniele, vom Lande zu stoßen, denn sie will sich nicht die schöne Fahrt verderben lassen. Vergebens ruft Wanda mit ihrer schrillen Stimme: „Aspettare — warten!“ Daniele ist taub, und da sie athem-

los am Strande angelangt, ruft ihr Renée lachend zu: „Miss Plum wird glücklich sein, Sie als Begleiterin zu haben, addio!“ und das Boot gleitet aus dem Hafen hinaus.

Die märchenhafte Färbung des Himmels bewundernd, verharren Renée und Renk in tiefem Schweigen, das nur durch das leise Anschlagen der Wellen an das Boot und den gleichmäßigen Ruderschlag unterbrochen wird. Die Sonne ist als rothe Kugel im Westen in's Meer gesunken. „Avremo la bora“, murmelt Daniele, auf den Himmel deutend. In seinem rothen Hemde, das vorne geöffnet, den sehnigen Hals freilässt, mit dem dunkeln, krausen Haar, dem gebräunten Antlitz, aus dem ein paar schwarze, glänzende Augen blitzen, und der unbewussten Anmuth seiner Bewegungen, ist Daniele der Gegenstand der Betrachtung Arnold's. Dem Antlitz des Schiffers ist ein so tief trauriger Ausdruck eigen, ja, ein wilder Schmerz hat ihm seinen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt. Derselbe Schmerz hat seine Lippen versiegelt.

Noch vor einem Jahre war er der lustigste Bursche auf der Insel, der gesuchteste Schiffer und Spassmacher. Er hatte ein schönes, braves Weib und ein zwei Jahre altes Töchterchen, die

kleine Marietta, die sein Abgott war. Er nahm sie immer auf seine Fahrten mit und lachte der Mutter Angst und Sorge weg, bis er eines Abends heimkehrte ohne Weib, ohne Kind, ein stummer, gebrochener Mann. Die kleine Marietta hatte sich zu weit hinausgebeugt über den Rand des Bootes und stürzte in die goldene Fluth, die sie gelockt. Die Mutter sprang ihrem Liebling nach, und er — er konnte weder Weib noch Kind retten.

Renée fühlte sich zu dem ernsten Manne hingezogen und bevorzugte ihn vor allen Schiffern.

„Morgen gibt es also Sturm", unterbrach Renk das Schweigen.

„Ich liebe den Sturm", erwiderte Renée und ließ ihre Hand durch das phosphorescierende Wasser gleiten.

„Das sieht Ihnen ähnlich, Fräulein Renée. Ruhe im Innern, Sturm von außen oder umgekehrt."

„Ruhe im Innern? Ich kenne sie nicht."

„Fräulein Renée!"

„Herr v. Renk?" und die Nixenaugen blicken ihn fragend an.

„Sie dauern mich."

„Danke für gütiges Beileid. Ich hasse nichts mehr als Mitleid."

„Sie sind stolz.“

„Wenn ich nicht liebe.“ Die Worte waren mehr gehaucht, als gesprochen.

„Und wenn Sie lieben?“

„Ich liebe nie!“

„Und doch, Fräulein Renée, wenn Sie liebten?“

„Wäre ich demüthig.“

Wie sie das sagte, so anmuthig, so weich; das Weib sprach aus ihr, das sich nach Liebesglück sehnende Weib.

Arnold's Pulse flogen. Sie war berückend — eine Loreley. Am liebsten hätte er sie in seine Arme genommen und ihren Mund, ihre Augen, ihre Wangen mit Küssen bedeckt. Da kamen ihm seines Freundes Worte in den Sinn und er wappnete sich mit Widerstandskraft gegen diese Circe. Auch Danieles forschende, finstere Blicke ärgerten ihn.

„Warum sind Sie eigentlich in Salute?“ fragte er Renée in vorwurfsvollem, fast barschem Tone.

„Warum? Weil ich da sein wollte, und der Arzt es infolge dessen sehr nöthig für mich fand. Ich habe ihn mir gut gezogen, unseren lieben Doctor. Ich bin der Gesellschaft in und außer

dem Hause müde. Die conventionellen Lügen widern mich an. Ich fühle mich fremd zu Hause. Niemand versteht mich, ich verstehe niemand und bin noch überdies eine unbequeme Tochter. Ich will frei sein — frei, wie jene Möve dort," und die Arme ausbreitend, rief sie wiederholt: „Frei — frei!" Und dann wieder ein Blick, als wollte sie sagen: „Ich bin frei, mache mit mir, was du willst."

Und nun folgte wieder eine Pause. Die letzte Bucht war umschifft und man näherte sich dem Landungsplatze. Ein paar Personen winkten am Ufer den Kommenden mit Tüchern zu. Schon vernahm man Stimmen.

„Herr v. Renk?" klang es leise an Arnold's Ohr.

„Sie befehlen, Fräulein v. Werther?"

„Warum verhielten Sie sich anfangs so ablehnend gegen mich?"

„Weil ich kokette Frauen meide."

„Auch wenn Sie Lola heißen?"

„Fräulein Renée!!" Das Boot schaukelte heftig, denn Renk war aufgesprungen.

„Oi, oi!" schalt Daniele, „Signor! pian, piano!"

Bleich und vor Erregung bebend, setzte sich Arnold nieder. Er verharrte in trotzigem Schweigen.

Renée blickte ihn mit ihren großen Nixenaugen halb spöttisch, halb mitleidig an und auch sie schwieg.

Sie waren ganz nahe dem Landungsplatze und Wanda's hohe Stimme war vernehmbar.

„Herr v. Renk!" klang es wieder leise und verführerisch an sein Ohr.

Keine Antwort.

Und nochmals: „Herr v. Renk — wenn Ihr Herz frei wäre, könnten Sie mich lieben?"

Keine Antwort.

Sie waren gelandet — der Zauber war gebrochen. Miß Plum umarmte the dear girl, und Oberst Haller bot Renée den Arm. Wanda Rakonitz nahm Arnold in Beschlag.

Auf dem Gange, in den die Zimmer mündeten, trennte man sich. Renée's Hand lag in jener Arnold's etwas länger als nöthig und ihr „gute Nacht" klang weich und zärtlich.

In ihrem Zimmer stand Renée noch lange am Fenster und lauschte dem melancholischen Liede, das Daniele, heimwärtsfahrend, sang.

„Er ist mir die Antwort schuldig geblieben!" kam es wie Jubelgesang von Renée's Lippen — ein Lied ohne Melodie. „What do you sing", fragte Miß Plum, ganz erstaunt über die un-

gewohnte musikalische Anwandlung ihres sonst so unmusikalischen Schützlings.

„Das Leben ist doch schön! Miss Plumpudding!“

Wie Daniele es vorhergesagt, erhob sich schon in der Nacht der Nordsturm und wüthete achtundvierzig Stunden hindurch. Wer diesen nordischen Gast nicht kennt, kann sich keinen Begriff von der eisigen Macht und Heftigkeit machen, mit welcher er durch alle Fugen und Spalten in die Häuser dringt, so dass man sich vor ihm nicht schützen kann. In den Straßen, wo die Bora wüthet, müssen Stricke gespannt werden, um das Gehen zu ermöglichen. Für die Schiffer ist zwar der Südwind, der Scirocco, gefährlicher, aber auch die Bora richtet genug Unheil an mit ihren haushohen Wellen. Jede siebente ist eine Sturzwelle und überfluthet das Schiff. Die Seeleute wissen viel zu erzählen von den Kämpfen, die sie mit der wilden Bora zu bestehen haben, und beredter noch sprechen die zahllosen Votivbilder und Opfergaben in der Wallfahrtskirche am Strande. Da pilgern sie hin, ehe sie eine größere Fahrt unternehmen und versprechen der Madonna ein schönes Bild oder gar ein silbernes Herz, wenn sie glücklich wiederkehren; und sie halten auch

Wort; denn sie dürfen die Madonna nicht beleidigen, sonst hilft sie das nächstemal nicht mehr.

Nur Einer betritt seit Monden nicht mehr die Schwelle des Gotteshauses: Daniele, seitdem er Weib und Kind verloren.

Kein Boot, kein Dampfer ist auf dem Meere, nur die im kleinen Hafen verankerte Yacht „Olga" schaukelt hin und her und ächzt und stöhnt, als gienge sie aus den Fugen. Der frei von der Kirche stehende Campanile und der unförmige Uskokenthurm, das feste Bollwerk der einst so gefürchteten Seeräuber, der wilden Uskoken, bieten dem wüthenden Sturme trotzigen Widerstand.

Die Bewohner der Pension verlassen das schützende Dach nicht und ziehen ihre Pelze hervor. Wohl brennt das Feuer in den Öfen und Kaminen, doch vermag es nicht die Zimmer gegen den eisigen Luftstrom zu schützen. Der Sturm rast über die Dächer dahin und singt und heult sein wildes Siegeslied. Das Meer rauscht und schäumt, die Bäume knarren und ächzen. Die ganze Natur ist in Aufruhr.

Fräulein Sartorius ist bestrebt, ihren Gästen die Unbill des Wetters vergessen zu machen. Am besten gelingt ihr dies bei Hofrath Keller, der vor- und nachmittags seine Whistpartie hat. Der

Oberst, der selbst gern spielt und Fräulein Emma stets gefällig ist, Baronin Hillern, die ihren traurigen Erinnerungen, und die Schriftstellerin, die, wie sie behauptet, den auf sie einstürmenden Gedanken entfliehen will, stehen ihm zu Diensten.

Auf den Zimmern Nr. 3 und 4 herrscht schmerzliches Bangen und Sorge. Oberlieutenant Wolters fühlt eine derartige Kräfteabnahme, dass er das Bett nicht mehr verlassen kann und sein Zustand seiner Mutter tödliche Angst bereitet.

Renée erkundigt sich oft nach dem Befinden des Schwerkranken, und ohne sich an die Shockings der Engländerin zu kehren, sitzt sie an seinem Bette und zaubert durch ihre witzigen Einfälle ein mattes Lächeln auf das schon vom Tode gezeichnete Antlitz des Kranken.

Die Zuversicht Wolters auf Genesung rührte sie tief. Sie empfand umso schmerzlicher den Zwiespalt ihrer eigenen Seele. Ihr hatte das Schicksal so viel des sogenannten Glückes in den Schoß gelegt. Doch gerade das Eine, das des Sterbenden letzte Tage verklärte, die Zuversicht des Glücks, fehlte ihr. Und war diese Zuversicht auch eine Selbsttäuschung, sie war doch da — sie gab ihm den Willen zum Leben fast über seine physischen Kräfte hinaus.

Arnold, der sich in einer ganz eigenthümlichen Gemüthsverfassung befand, traf bei Wolters öfters mit Renée zusammen, und nie erschien sie ihm liebenswerter und reizender, als wenn das warmfühlende, theilnehmende Weib zum Vorschein kam; wenn sie in der dunklen Ecke auf dem Sopha neben der gramgebeugten Mutter saß, ihre Hand sanft über die thränenfeuchten Wangen der armen Frau strich und unbefangen mit Arnold und dem Kranken plauderte.

Draußen wüthete die Bora, Zweige von den Bäumen brechend, an den Bäumen selbst rüttelnd, Welle auf Welle thürmend. Über dem Hause rauschten die Fittige des Todes.

Zwei Tage konnte Tonino weder Zeitungen, noch Briefe bringen. Renée war es wie eine Erleichterung, dass sie sich ganz dem neuen, ungekannten Gefühle hingeben konnte und der Boy mit seinen sentimentalen Liebeserklärungen nicht dazwischentrat.

Renk vermisste die Episteln seiner Lola nicht — ja, er ertappte sich oft darauf, dass das Bild der schönen Frau in seiner Erinnerung erblasste. So entwickelte sich zwischen diesen zwei Menschen jener magnetische Strom, der sie immer wieder zu einander zog.

Dass ein derartiges Einverständnis der kleinen Gemeine, die im steten Verkehre miteinander war, nicht entgieng, ist wohl selbstverständlich. Darüber geben die Tagebücher Aufschlüss.

Nr. 1. Schriftstellerin: Der Dichter hat recht: Greif hinein in's volle Menschenleben! Ich greife — und habe die reizendste Liebesgeschichte vor meinen Augen. Die vielsagenden Blicke, die scheinbar zufälligen Begegnungen, die wechselnden Stimmungen. Ach! wie arm ist ein Leben, ohne diese äußeren Zeichen einer inneren, tiefen Empfindung!

Die Liebe, die Liebe allein
Verschönt die traurige Welt —
Ihr goldiger, himmlischer Schein
Das Dunkel des Lebens erhellt.

Und wer die Liebe nicht kennt,
Der wandelt ein Bettler dahin,
Wenn prahlend auch reich er sich nennt,
Es sei ihm die Sünde verziehn:

Denn weil die Liebe allein
Verschönt die traurige Welt —
Hat er schon gebüßt voller Pein,
Was thöricht und schwer er gefehlt.

Nr. 2. Wanda Rakonitz: Sie hat ihn mir weggekapert, die Erzkokette! Wie dumm die Männer

sind! Ob sie von seinem Verhältnis mit Lola v. Galen unterrichtet ist. Diese Pille muss ihr eingegeben werden! Es ist noch nicht aller Tage Abend, mein Fräulein!

Nr. 3. Renée: Ach, ich träume von zwei himmlisch schönen, schönen Stunden.

*

Die Bora hat ausgetobt; das Meer und der Himmel wetteifern an Bläue, die Sonne erwärmt die ausgekühlten Zimmer, die Fenster sind geöffnet, Alles eilt in's Freie!

Am Abend wird Tonino's Erscheinen von dem leselustigen Publicum mit Jubel begrüßt, seine Tasche, die kaum alle Zeitungen und Briefe fasst, mit Leidenschaft attaquiert. Der Hofrath und der Oberst verschwinden rasch mit ihren Zeitungen. Miss Plum drückt ihre „Times“ an die Brust, und die Schriftstellerin wechselt Farbe, da ein Paket Drucksachen sichtbar wird. Diesmal ist es kein zurückgeschicktes Manuscript; es sind die Bürstenabzüge ihres Romans „Satanella“ von Anastasius Weidelhub (dies ihr Pseudonym). Klopfenden Herzens und sprachlos vor Entzücken eilte sie davon, nicht einmal ihren Triumph genießend. Sie muss gleich mit der Correctur be-

ginnen; denn die Welt kann nicht früh genug diese „Satanella“ zu Gesicht bekommen.

Auch für Renée und Arnold gibt es Briefe und Pakete. René erblickt zwei Briefe Lolas, Renée einen des Boy. Auch für den Oberlieutenant gibt es zwei rosafarbige Billette. Renée nimmt dieselben und stürmt damit die Treppe hinauf. Bei Nr. 4 klopft sie leise an und reicht sie zur Thüre hinein, Mutter und Sohn „gute Nacht“ wünschend.

Gute Nacht! Wie oft wird sie gewünscht, die gute Nacht, und kein Morgen folgt darauf; es ist Nacht für immer!

René liest zerstreut Lola's Briefe; er horcht, ob er nicht Renée's Schritte auf dem Gange vernehme. Seine Aufmerksamkeit ist getheilt, und doch enthalten die beiden Briefe wichtige Nachrichten.

„Denke Dir,“ heißt es in dem einen, „eine Ministerkrisis ist ausgebrochen. „Man“ wird demissionieren. Ich bin unglücklich! Wenn die Demission noch bis übermorgen verschoben würde, dass ich bei dem großen Wohlthätigkeitsbazar noch als Ministersgattin erscheine. In Deiner Lieblingsfarbe: graublau.“

„So sind Renée's Augen,“ murmelt Arnold leise vor sich hin und liest weiter.

„Graf Golz sagte mir gestern, ich sei zu schön für diese Welt! Findest Du Renée von Werther hübsch? Sie hat doch eine lange Nase und ist zu mager. Sie soll achtundvierzig Taille haben, das ist nicht mehr schön.

Deine Lola.

P. S. „Man“ kommt eben aus der Sitzung; das Ministerium hat demissioniert.

Deine unglückliche Lola.“

Die letzte Nachricht rüttelt Arnold denn doch etwas aus seiner sentimentalen Stimmung und hastig erbricht er den zweiten Brief der schönen Frau.

„Theuerster! Denke, Herr v. Werther ist zur Bildung eines neuen Cabinets berufen. „Man“ will sich von dem öffentlichen Leben zurückziehen. Wie langweilig! Wir werden eine Reise machen. Graf Golz hat uns seine Yacht zur Verfügung gestellt. Wir sind für drei Monate seine Gäste — fahren — höre — lese — staune: nach Abbazia—Salute—Triest—Ägypten! Hast Du gelesen? Salute!!

Deine glückliche Lola.“

Ja, er hat es gelesen: Salute! Seine angebetete Lola, die schöne, verführerische, liebesbedürftige, hingebende Lola v. Galen kommt! Wie ihn diese Nachricht vor zwei Wochen beglückt hätte! Und jetzt! Nein — sie darf nicht kommen, er will Salute früher verlassen, jede Begegnung vermeiden. Er befindet sich in einem erbärmlichen Zustand der Aufregung, aus welchem ihn selbst die übrigen, hochwichtigen amtlichen Mittheilungen nicht reißen können.

Er hat einen Orden erhalten, und der neue Ministerpräsident trägt ihm in einem vertraulichen Schreiben die Stelle als Secretär im Ministerpräsidium an; bittet ihn zugleich, seiner Tochter Renée und Miss Plum auf der Heimreise Ritterdienste zu leisten.

Wie das alles auf ihn einstürmt! Eine Flut von Empfindungen! Neue Ehren! Neue Pflichten! Ein wahres Chaos von Ahnungen — Hoffnungen — Befürchtungen! Ein Gedanke beherrscht alle anderen: nur fort von hier, ehe sie kommt!

Die Glocke, die zum Abendessen ruft, unterbricht seinen Gedankengang. Er versperrt die Briefe und begibt sich in den Speisesaal, wo schon ob all der neuen Zeitungsnachrichten große Aufregung herrscht. Der Hofrath ist entzückt, dass

das liberale Cabinet gestürzt ist, der Oberst hingegen meint, es würde nichts besseres nachfolgen. Alle empfangen Renée mit mehr oder weniger aufrichtigen Glückwünschen. Unter ihrer Serviette findet sie ein Gedicht von Fräulein Weidelhuber. Sie nickt der Dichterin freundlich zu. Sie sieht ernst aus, und ihre großen Augen blicken fragend Arnold an, der dem Hofrath Rede stehen muss über die großartigen Veränderungen in der Residenz. Er zieht seine conservative Zeitung aus der Tasche und liest mit lauter Stimme folgenden Passus vor:

„Seine Excellenz, Exminister v. Galen tritt dieser Tage mit seiner Frau Gemahlin eine längere Reise nach dem Süden an. Das Ehepaar wird mehrere Wochen Gast des Grafen v. Golz sein und auf dessen Yacht nach Ägypten reisen."

Renk verzieht keine Miene. Er fühlt Renée's Blicke auf sich gerichtet.

„Das ist ein Schlag für die schöne Lola v. Galen", bemerkt Wanda Rakonitz, „nicht mehr die erste Rolle spielen zu können. Glauben Sie nicht auch, Herr v. Renk?"

Renk antwortet nicht, sondern vertieft sich anscheinend in die Zeitung, die der Hofrath ihm überlassen hat.

Der Klang von Renée's Stimme dringt an sein Ohr und er schaut über das Blatt hinweg, zu ihr hin.

„Haben Sie nie Komödie gespielt, Herr v. Renk?"

Er wittert eine kleine Bosheit und fragt im scharfen Tone: „Warum?"

„Nun ich denke, Sie müssen es vortrefflich können," erwidert Renée spöttisch.

Nun begreift er, worauf sie anspielt. „Gewiß, Fräulein v. Werther, in der Komödie spiele ich ganz gut, wie man mir nach einer Dilettanten-vorstellung gesagt hat. Im Leben dürften Sie mir wohl, wie der Berliner sagt, „über" sein."

„Wie komisch" ruft die Polin; „Ihr hechelt Euch immer. Was sich liebt, neckt sich"; dabei droht sie Arnold schalkhaft mit dem Finger.

„Dürfte bei uns nicht zutreffen, nicht wahr, Fräulein v. Werther?"

Und diesmal bleibt sie ihm die Antwort schuldig.

*

Fräulein Emma hat eine traurige Botschaft zu verkünden. Sie klopft an alle Thüren, und mit verweinten Augen und thränenerstickter Stimme theilt sie ihren Gästen mit, dass Oberlieutenant

Wolters früh sieben Uhr sanft und schmerzlos hinübergegangen ist in das Reich des Todes. Überall findet sie wahre Theilnahme, und selbst der Hofrath verschont sie mit seinem „was sagen's, wie meinen's?“ und liest ihr die Hiobspost von dem thränenfeuchten, dicken Gesichte ab. Oberst Haller ist ihr eine treue Stütze.

Die Mutter ist fassungslos. Sie kniet bei ihm, der ihr alles war in der Welt, ihr Glück und ihr Leid, ihr vielgeliebtes Schmerzenskind, das nun daliegt, bleich und stumm. In seinen Händen ruhen die zwei letzten Briefchen seiner Braut, die Renée noch abends in das Zimmer gereicht hatte.

Sie ist auch die Erste, die den Muth hat, hinüberzugehen zur schwergetroffenen Mutter.

Noch nie hat sie dem Tod so nahe ins Auge geschaut; sie, die ihn so frevelhaft herbeigewünscht — schaudert nun vor seiner Majestät. Sie drückt einen Kuſs auf die wachsbleichen, gefalteten Hände des Todten und umarmt die Oberstin, die ihren Thränen freien Lauf läſst. Dann stürmt sie hinaus ins Freie.

Eitel Sonnenschein liegt über der Insel. Das Meer glitzert wie flüssiges Silber. Auf den Wegen

liegen Zweige, die der Sturm gebrochen. Renée schreitet achtlos darüber hinweg, ihrem Lieblings-platze zu.

Auf einem ins Meer hinausgeschobenen Fels steht eine Bank. Über diese breitet eine Fächer-palme ihre Zweige aus. Die einzige ihrer Art auf der ganzen Insel.

Renée's Seele ist schmerzerfüllt. Die Tragik des Todes hat sie erfasst und das Räthsel des irdischen Daseins, dieses unfassbare, nie gelöste Räthsel erfüllt sie mit Bangigkeit und Grauen. Sie beneidet die gläubigen Menschen, die sie so oft geringschätzig verspottet. Die ganze Nichtigkeit ihres, durch kein höheres Pflichtgefühl, durch kein Ringen und Streben nach Vollkommenheit ideali-sierten Daseins wird ihr klar, und es erfasst sie wieder einmal ein Ekel vor sich selbst. Die Hände ineinander verschlungen, sitzt sie regungslos, die Blicke auf das Meer gerichtet. Sie möchte ihre Jugend von vorn anfangen; sie hat Vorsätze, den Ernst des Lebens zu erfassen, ein nützliches Mit-glied der Gesellschaft zu werden, irgend einen Beruf zu ergreifen, oder — wie eine himmlische Eingebung erfasst sie das heiße Sehnen, wahr-haft zu lieben, eine geliebte, treue Frau zu werden. Und da ist es Renk's geistvolles Antlitz, das vor

ihrem geistigen Auge erscheint. Sein Weib! seine Sklavin! Die Mutter seiner Kinder. Nach einer Stunde sieht sie derselbe Renk von seinem Fenster aus blütenbeladen heimkehren — sie selbst rosig angehaucht wie eine zarte Apfelblüte.

Das Begräbnis Wolters war von herzergreifender Einfachheit und stimmungsvoller Trauer. Alle Gäste der Pension, mit Ausnahme der jungen Witwe Baronin Hiller, gaben dem Todten das letzte Geleite. Die trostlose Mutter wankte am Arme des Obersten hinter dem Sarge, der mit Blumen bedeckt, in die kühle Erde gesenkt wurde. Den Grabgesang besorgten die Nonnen des Kinderasyls in wahrhaft rührender Weise. Der Choral, von einer jungen Nonne angestimmt und den übrigen fünf Schwestern harmonisch fortgesetzt, übte auf alle tiefe Wirkung aus. Jeder warf noch eine Handvoll Erde in das Grab, Renée eine Handvoll der Lieblingsblüten des Todten, und schweigend gieng man auseinander.

„Das ist die Insel der Traurigen," sagte Renée zu Renk — und Fräulein Weidelhuber, die immer trachtete, in die Nähe des geistreichen Mädchens zu gelangen, um aus ihrem Munde irgend einen Ausspruch zu erhaschen, den sie verwerten konnte, wiederholte leise: „die Insel der

Traurigen" und dachte im Stillen: Welch' herrlicher Titel für eine Novelle!

*

Mehrere Tage später ist Renée damit beschäftigt, ihre Bücher und Bilder einzupacken, die Wände ihres Schmuckes zu berauben, die japanischen Fächer und die Aquarelle der Miss herabzunehmen.

Der Tag der Abreise ist gekommen. Um Mitternacht heißt es, von Salute scheiden und den Dampfer „Stella" besteigen, der, von Piccolo kommend, außerhalb der Bucht auf die Reisenden wartet, die mittels Booten zu ihm gelangen, eine Expedition, die Miss Plum so sehr fürchtet, dass sie in den letzten Nächten nur mehr von fürchterlichen Schiffskatastrophen geträumt hat.

Renée sichtete ihre Correspondenzen und vernichtete die meisten Briefe. Jede Sentimentalität war ihr antipathisch, und so knisterten und sprühten die Episteln ihres jugendlichen Bewerbers im Kamin. Ja, sie wollte ein Opferfeuer anzünden, und aus der reinigenden, verzehrenden Flamme sollte neues Leben, neue Liebe hervorsprießen. Ha! wie sie aufloderten seine Liebesbetheuerungen! „The poor boy" würde Miss Plum sagen. Die

Miss ist aber nicht zu Hause, sondern ist mit ihrem Malkasten zum letztenmale zur Palme gewandert, um zum letztenmale den bisher stets misslungenen Versuch zu machen, das echte und rechte Palmengrün zu treffen.

Renée schürt die Flamme, die unter dem vielen Papier zu ersticken droht. Da klopft es an ihrer Thüre. Sie ruft: „herein", und zu ihrem größten Erstaunen erblickt sie Arnold auf der Schwelle.

Ihr erster Gedanke war: er will mir jetzt einen Heiratsantrag machen — und ihr Herz pocht heftig. Da sie aber seine erschreckte Miene sieht, wird ihr augenblicklich klar, dass sie sich geirrt, und dass dieser Besuch nicht ihr, sondern ihrer Nachbarin Miß Plum gelte, und dass Renk die Thür verfehlt habe. Diese Enttäuschung versetzt sie in eine nicht zu verbergende Missstimmung und sie empfängt den Eindringling kühl und abweisend. Renk schließt die Thüre und bleibt stehen, die kaum merkliche Bewegung, die Renée macht, ihm einen Stuhl anzubieten, nicht beachtend. Er bittet um Vergebung, dass er die Thüre verfehlt; er wollte sich nur einer Mission entledigen und wollte das Fräulein in ihrem Autodafé nicht stören; dabei deutete er auf die glimmenden Papiere im Kamin.

Renée hat wieder einmal ihren schlechten Tag. Sie findet Renk's Bemerkung indiscret, und die hochmüthige Miene annehmend, die sie so schlecht kleidet, frägt sie: „Ihre Mission, Herr v. Renk? Sind Sie ein Missionär geworden? Ich bin eine Ungläubige, wie Sie wissen, und leide an Unverbesserlichkeit."

„Meine Mission ist anderer Art, als Sie denken, Fräulein v. Werther. Seine Excellenz der Ministerpräsident, Ihr Herr Vater, hat mich in zweifacher Art geehrt. Er hat mich zu seinem Präsidialsecretär ernannt und mir die angenehme Pflicht auferlegt, Ihnen auf der Heimreise Ritterdienste leisten zu dürfen."

Renk sprach diese Worte in einer ihm ganz ungewohnten, feierlichen Weise. Das mißfiel Renée und sie dachte: „Er ist auch ein Streber, wie alle Anderen". Mit spöttischer Miene wandte sie sich von ihm ab, und es vergiengen einige Secunden, ehe sie antwortete.

Renk erfasste schon die Thürklinke, um sich zu verabschieden, als Renée sich mit einer raschen Bewegung wieder zu ihm wandte und mit verschleierter Stimme sagte: „Es scheint, Herr Ministerialsecretär, der Ministerwechsel hat auch auf Sie einen Einfluss ausgeübt. Ich dachte, Sie

wären ein unabhängiger Charakter. Excellenz Lola ist pensioniert, Renée v. Werther's Protection wäre nicht zu verachten. Man muss es immer mit Jenen in der Welt halten, die auf der Höhe stehen, dann wird man nie in die Tiefe gerissen."

Anfangs hat Renée Arnold gerade und voll ins Antlitz geblickt; als sie aber bemerkte, welche Wirkung ihre Worte bei ihm hervorbrachten, wie sein Gesicht zuerst bleich, dann dunkelroth wurde — wie seine Lippen bebten, ohne dass er ein Wort über dieselben brachte, wie Zorn und Entrüstung sich auf dem interessanten Gesichte abspiegelten, da senkte sie unwillkürlich die Blicke und die letzten Worte klangen kaum hörbar.

Und nun — zuerst leise, dann aber klar und deutlich und kurz wie Hammerschläge kam es von den bebenden Lippen Arnolds:

„Wenn Sie glauben, mein Fräulein, mich ungestraft beleidigen zu können, so sind Sie sehr im Irrthum. Ich bin der Untergebene Ihres Vaters aber nicht der Ihre. Ich kann Sie nicht fordern, weil Sie kein Mann sind, sondern ein schwaches Weib."

Renée zuckte zusammen.

„Ja, ein schwaches Weib", wiederholte Renk und misst das Mädchen, das ihn so tief beleidigt

hat, mit einem kalten Blicke. „Ein Weib, das seine Stärke darin sucht, die anderen Menschen gering zu schätzen und zu beleidigen. Sie werden noch bitter büßen dafür, die Männer als Ihr Spielzeug betrachtet zu haben. Nicht Jeder läßst es sich gefallen, von Ihnen angezogen und abgestoßen zu werden, wie es Ihnen und Ihrer Laune beliebt. Und wären Sie eine Kaisertochter, Sie hätten nicht das Recht, mit den heiligsten Gefühlen zu spielen, wie Sie es thun."

Wie Renée nun dasteht, bleich und stumm, die großen Augen angstvoll auf ihn gerichtet, die Lippen fest aufeinandergepreßst, um das Beben zu verbergen, schwer athmend, überkommt ihn plötzlich namenloses Mitleid mit ihr, und da er fortfährt, klingt seine Stimme sanfter und weicher, als spräche er zu einem kranken Kinde und aus seinen Augen strahlt ihr etwas entgegen, das seine harten Worte Lügen straft.

„Fräulein Renée, Sie machen sich und Andere unglücklich, Sie, die reichbegabte Ministerstochter, vom Schicksale vor Tausenden begünstigt. Sie werden eines Tages, wenn Sie in der unausbleiblichen Wandlung der Geschicke nicht mehr auf solch gesellschaftlicher Höhe stehen, einsam sein und arm wie der vom Sturm entblätterte Baum

da draußen, und um Sie herum wird alles blühen, Sie werden, wie jener Baum seine kahlen Äste, Ihre Arme flehend zum Himmel strecken um ein fühlendes Herz. Ungeliebt werden Sie ihr Dasein vertrauern. Niemand zum Nutzen und Niemand zur Freude, sich selbst zur Last; oder Sie werden das Opfer eines Mannes werden, der Sie dafür züchtigen wird, dass Sie ihm seine Liebe aus der Seele gesogen und einen Stein dafür gegeben haben."

Renk hält inne. Renée hat die Augen geschlossen und steht regungslos, einer Statue gleich. Wie aus einem Traume erwachend, schlägt sie jetzt die Augen langsam auf und schaut ihm ins Antlitz. Nicht Zorn, nicht Entsetzen, eine ganze Welt von Trauer und Liebe liegt in ihrem Blick. Es ist, als ob sie sehnsüchtig flehte: Fahre fort — ich beschwöre dich. Ich lechze nach solchen Worten, sprich weiter.

Und wie von hypnotischer Macht getrieben, beginnt Renk aufs neue:

„Renée, Sie wissen nicht, wie unendlich reich Sie sind. Sie haben Edelmuth in Ihrer Seele. Ich habe Sie mit dem entblätterten Baum da draußen verglichen. Sehen Sie sich ihn genau an. Er hat neue Triebe angesetzt. Er ist vom

Sturm seines Schmuckes, aber nicht seiner Trieb=kraft beraubt, die kann ihm kein Sturm rauben. Und auch du, o Mädchen, hast eine treibende Kraft in deiner Seele. Gib deinem Leben einen besseren Inhalt, als eine Turandot zu spielen. In dieser schmerzerfüllten Welt, wie viel Trauer, wie viel Elend! und du," und sich erschrocken verbessernd, „und Sie denken nur an Ihr eigenes Ich, huldigen nur Ihren Launen. O Renée!" (Wie viel Wärme lag in diesem „o Renée!") „Halten Sie Einkehr und machen Sie Umkehr! Vergeben Sie meine Kühnheit. Wenn Einer es je gut mit Ihnen gemeint hat, so bin ich es. Nicht die Ministertochter, nicht die geistreiche Renée v. Werther steht vor mir, sondern ein liebens=wertes, reichbegabtes unglückliches Mädchen, dem zu helfen und zu rathen mir Glück und Wonne wäre!"

„Ich habe nun die Ehre, mich zu empfehlen. Ich will mit Miss Plum das Reiseprogramm entwerfen, das wir Ihnen zur Begutachtung vor=legen werden." Renk macht eine Verbeugung und will sich entfernen.

Da geschieht etwas unerwartetes, außer=ordentliches. Renée stürzt auf ihn zu, ergreift seine rechte Hand und bedeckt sie mit heißen, leiden=schaftlichen Küssen!

Arnold vermag nur die Worte: „Aber Renée, um Gotteswillen, was thun Sie?“ zu stammeln.

Renée drängt ihn zur Thüre hinaus und haucht kaum hörbar: „Geh — geh!“

Kaum ist die Thüre geschlossen, breitet sie die Arme aus und ruft: „Ich liebe dich! Ich liebe dich!“

Renk bleibt einige Secunden wie angewurzelt vor der Thüre stehen und sieht eben noch Wanda um eine Ecke verschwinden — dann begibt er sich auf sein Zimmer.

*

Randglossen aus den Tagebüchern:

Nr. 1. Schriftstellerin: Es ist doch etwas herrliches, gedruckt zu werden. Es ist wie ein Ahnen der Unsterblichkeit.

Nr. 2. Wanda Rakonitz: Eine interessante Scene fürwahr! Konnte leider nur abgerissene Sätze verstehen. Er in ihrem Zimmer! Hm! Das gibt zu denken!

Nr. 3. Renée: Ich habe das große Glück gefunden!!

Als Miss Plum eine Stunde später bei ihrem Schützling eintrat, fand sie Renée vor ihrem Schreibtisch sitzend, das Gesicht dem Fenster

zugewandt. Das Meer leuchtete im schönsten Blau herüber, den Himmel wiederspiegelnd.

„Nun, Miss Plumpudding, haben Sie endlich die richtige Farbe getroffen, oder sieht die arme Palme noch immer einer unreifen Spargel ähnlich?"

Miss Plum ist solchen Spott gewöhnt und kränkt sich nicht mehr darüber. Sie ist vollbepackt mit ihren Malrequisiten und lässt sich müde und erhitzt auf das Sopha nieder. Renée erhebt sich feierlich, schreitet mit wichtiger Miene auf die Engländerin zu, stellt sich vor sie hin und richtet die verblüffende Frage an sie: „Miss, wie sehe ich aus? Bemerken Sie nichts besonderes an mir? Bin ich noch zu erkennen?"

Miss Plum schüttelt verneinend das Haupt und will Renée ihr Aquarell zeigen.

„Also gar nichts?" forscht Renée weiter. „Haben Sie noch nie einen glücklichen Menschen gesehen? Noch nie eine glückliche Person gemalt? Nein Miss? Dann porträtieren Sie mich."

„Hat der Boy?" fragt Miss Plum schüchtern.

„Der Boy? Gott bewahre! Hier" — und sie deutet auf den Schreibtisch — „liegt sein Schicksal besiegelt, ein regelrechter Abschiedsbrief. Aber ein Anderer, Miss! Und wieder haben Sie beigetragen zu meinem Glück! Sie haben gemalt,

Ihre Palme mit Wasserfarben mißhandelt, und mir hat man indes eine Liebeserklärung gemacht. Nicht wie jene des Boy voll Honig und Zucker; o nein — eine mit viel Wermuth vermengte, ach eine so heilsame, beglückende Liebeserklärung!"

„Mister Renk?" unterbricht die Engländerin Renée.

„Kommen Sie in meine Arme, Miſs Plumpudding. Ihr Scharfsinn entzückt mich. Hören Sie mich an, bitte — Miſs, und erweisen Sie mir den Gefallen und lassen Sie jene Depesche dort sofort nach Piccolo tragen und aufgeben, dann packen Sie meine Sachen fertig. Ich kann nicht im Zimmer bleiben. Ich muſs hinaus! Ich ersticke hier! Ich komme auch nicht zu Tisch und nicht zum Thee. Ersparen Sie mir die „Good Byes". Grüßen Sie alle von mir. Sagen Sie, ich bin nicht wohl; ich bin verrückt, oder ich kann den Schmerz der Trennung nicht ertragen; kurz, sagen Sie, was Sie wollen!" Und da Miſs Plum eine Einwendung machen will: „Bitte, bitte, liebe Plum, thun Sie mir den Gefallen; ich werde Sie königlich belohnen. Ich gehe zur Sorella Angelina und zu Tonino's Mutter, dann will ich auf den San Pietro, vom Meere Abschied nehmen. Haben Sie keine Angst, Miſs, ich stürze

mich nicht ins Meer; denn ich will leben — leben! Wenn es dunkel wird, komme ich. Daniele ist schon bestellt; er wird die Koffer abholen und nach Piccolo befördern — doch das hat alles Herr v. Renk besorgt. Papa hat ihn zu unserm Ritter beordert. Wenn je ein Vater etwas schönes, etwas vortreffliches gethan, dann ist es der meine."

Ehe Miß Plum ihrem Erstaunen, ihren Zweifeln Ausdruck geben kann, hat Renée das Zimmer verlassen und eilt die Treppe hinab.

Im Vorhause sind mehrere Pensionsgäste versammelt und scheinen ernste Berathungen mit Fräulein Sartorius zu pflegen. Renée will an ihnen vorübereilen, doch Fräulein Weidelhuber hält sie fest.

„Wissen Sie schon die große Neuigkeit, Fräulein v. Werther? Interessante Gäste! Exminister v. Galen mit Gemahlin und Botschaftsrath Graf Golz haben sich telegraphisch für heute Nachmittag angesagt. Sie sind drüben in Piccolo und kommen zu Fuß herüber.

Renée fühlt alles Blut zum Herzen strömen. Lola v. Galen! Sie hat nicht Zeit, der Schriftstellerin zu antworten, da redet sie die Polin an. „Denken Sie nur, wie komisch, Fräulein Renée, die Galens kommen! Die schöne Lola, gerade noch

ehe Herr v. Renk abreist. Sie wissen doch — die Zwei. Ist das nicht sehr komisch?" Und die listigen Augen blitzten Renée boshaft an.

Renée wiederholt mit tonloser Stimme: „Sehr komisch!" und eilt fort. Die Pensions-mama aber ruft sie zurück: „Bitte, Fräulein v. Werther, einen Augenblick!"

Und wie Renée sich umwendet, begegnen ihre Augen jenen Renk's, der, die ominöse Depesche in der Hand, neben Fräulein Emma steht.

„Sie wünschen, Fräulein Emma?"

Die Pensionsmama ist über die bevorstehende Ankunft der hohen Gäste sichtlich aufgeregt. Ihre Wangen glühen. Oberst Haller blickt sie besorgt an und verschwindet, um alsbald mit einem Glas Wasser wiederzukehren.

„Sie haben schon gehört, Fräulein v. Werther", sagt das aufgeregte Fräulein Sartorius, „daß ihre Excellenzen v. Galen heute Nachmittag hier den Thee nehmen wollen. Was glauben Sie, Fräulein v. Werther, das ich auftischen soll? Fleisch oder nur Butter, Obst und Torte?"

„Ich glaube", erwidert Renée, die ihre ganze Fassung wieder gewonnen hat, „Sie sollen Triumphbögen errichten, und eine Ansprache halten und alles auftischen, was Sie in ihrer Speise-

kammer vorräthig haben. Und Herr v. Renk wird natürlich bis Piccolo entgegengehen und wir werden uns Alle vors Hausthor mit Fahnen aufstellen und rufen: Heil ist diesem Hause widerfahren! Glauben Sie nicht auch, Herr v. Renk?"

Alle sahen Renée erstaunt an. Ihr Witz verfehlte diesmal seine Wirkung und Niemand lachte außer der Schriftstellerin, die voll Bewunderung an Renée's Lippen hing. Renk blickte ernst vor sich hin; und doch war's ihm so selig zu Muthe — kannte er doch den Grund dieser erzwungenen Witze. Wanda Rakonitz ließ weder Renée noch Renk aus den Augen.

Fast weinerlich bat nun Fräulein Sartorius Renée ihr ernsthaft zu rathen und ihr nachmittags zu helfen, die Gäste zu unterhalten.

Zum erstenmale hörte sie von der Ministertochter ein scharfes Wort:

„Sie müssen sich einen anderen Hofnarren suchen, Fräulein Sartorius."

Wieder minutenlange Pause, während welcher Renée davoneilte.

Nur mühsam unterdrückte die gekränkte Pensionsmama die Thränen, die ihre Augen verdunkelten. Oberst Haller bot ihr seinen Arm und

führte sie in das Speisezimmer, wohin Wanda und die Schriftstellerin ihnen folgten. Renk musste auch, um nicht unartig zu sein, mit ihnen hohen Rathes pflegen.

Wanda sah ihn forschend an; der fast strenge Ausdruck des schönen Gesichts schüchterte sie ein, so dass sie die bissige Bemerkung über Renée unterdrückte, die sie gar zu gerne ausgesprochen hätte. Sie blickte ihn zärtlich an und flüsterte ihm zu: „Ach, wie werde ich Sie vermissen, wenn Sie uns verlassen haben!“ Renk aber that, als hätte er ihre Worte nicht gehört.

Endlich war man darüber einig, dass Renk dem Minister entgegengehen und in die Pension geleiten werde, wo ein Afternoon Tea serviert würde. Sodann Aufstieg auf den San Pietro, Besuch der Kirche und der Schule der Schwestern, sodann Geleite zum Landungsplatz, wo das blumengeschmückte Boot Daniele's die hohen Gäste wieder zurückführen sollte nach Piccolo. Fräulein Weidelhuber wollte eine Begrüßungsrede dichten, doch diese Aufmerksamkeit wurde in zartester Weise abgelehnt. Nichtsdestoweniger eilte die Schriftstellerin in ihre Kemenate und dichtete eifrig drauf los. Sie konnte ja dem Minister ihre Poesie heimlich in die Hand drücken.

Arnold begab sich zu Miss Plum, um die Stunde der Abfahrt genau zu bestimmen, wie er sagte. Der eigentliche Grund seines Besuches war aber, zu erfahren, wohin Renée ihre Schritte gelenkt und wo er sie finden konnte. Bestürzt über die Nachricht, dass Renée weder zum Speisen, noch zum Thee kommen wollte, beschloss er, sie nach dem Essen aufzusuchen. Miss Plum gieng unbemerkt auf ihr Lieblingsthema über und fragte Renk nach seiner Ansicht über Gladstone's Politik. Ihm war aber in diesem Augenblick England und Irland vollkommen gleichgiltig. Seine Gedanken schweiften zu den zwei Frauen Lola und Renée, und indes Miss Plum halb englisch, halb deutsch, dann wieder wie ein lebendiges Lexikon das englisch Gesprochene ins Deutsche übersetzend, ihre nationalen Ideen entwickelte, reifte in ihm der Entschluss, noch vor dem Erscheinen Lola's mit Renée ins reine zu kommen, vor sie hinzutreten mit den Worten: „Willst du mein Weib sein?" und dann mit der vollendeten Thatsache der schönen Frau zu begegnen.

Zum größten Erstaunen der Engländerin, die glückselig war, einen so aufmerksamen Zuhörer gefunden zu haben, unterbrach er sie plötzlich inmitten einer höchst interessanten Auseinandersetzung und empfahl sich von ihr.

„Poor boy, he is in love“, seufzte sie zu seiner Entschuldigung.

Beim Mittagmahl blieb Renée's Platz leer, was natürlich zu allen möglichen und unmöglichen Vermuthungen Anlass gab. Doch der bevorstehende Besuch aus Piccolo schwächte zum Glück das Gesprächsthema etwas ab, sonst hätte die arme Miss Plum, die fortwährend über Renée's Ausbleiben interpelliert wurde, keinen Bissen essen können. Nur die Polin begann, immer wieder sich zu Arnold wendend, ihr Befremden über Renée's Absonderlichkeiten auszudrücken und bissige Bemerkungen einzuflechten über das Entschwinden des Mondes vor dem Aufgang der Sonne, Lola genannt, oder über die feige Flucht des Geistes vor der Schönheit und dergleichen abgeschmackte Witze mehr. Renk lächelte wie geistesabwesend. Er konnte es kaum erwarten, bis der schwarze Kaffee serviert wurde, um endlich unauffällig verschwinden zu können.

*

Renée sitzt während dieser Zeit bei der Schwester Angelina in dem Kinderasyl, das eine wohlthätige Dame gestiftet hatte zum Wohle der vielen armen Kinder Grandes, die dort von den Schwestern in allen weiblichen Handarbeiten unter-

richtet wurden und tagsüber unter dem Schutze der Barmherzigen Schwestern verblieben.

Die Schwester Angelina war die gebildetste der sechs Nonnen, die dem Asyl vorstanden. Sie entstammte einer wohlhabenden Familie. Sie war die Tochter eines Arztes in Triest und hatte den Pflichttheil ihres Vermögens dem Asyl geschenkt unter der Bedingung, zeitlebens ihre Dienste den armen Kindern Grandes widmen zu dürfen.

Die Welt, die nie glaubt, dass das Gute um des Guten willen gethan werde, suchte auch die Erklärung des Opfers der jungen Nonne in einer unglücklichen Liebe zu einem Italiener, der in Grande begraben liegt. Alfonso Zanetti, so hieß jener Italiener, war bei einer Bootfahrt verunglückt, an der des Doctors Familie theilgenommen hatte. Die Nonne Angelina, damals noch Teresa Canale und ihre Schwester Rosalia, die Braut des Verunglückten, waren so erschüttert, so tief ergriffen von der Nichtigkeit des irdischen Glücks und des irdischen Hoffens, dass beide den Schleier nahmen. Damit aber keine irdische Liebe sich in die himmlische menge, war es nicht die Braut Alfonso's, die nach Salute Grande zog, sondern Teresa, die ihrer Schwester versprach, das Grab des Theuren zu pflegen und zu schmücken.

In der That, nirgends blühten die Rosen schöner und reicher als auf dem Campo Santo, auf dem Grabe Alfonso Zanetti's. Schwester Angelina ist eine Studie und ein Räthsel für Renée. Sie kann die Existenz dieser wunschlosen Maid, wie sie die Nonne getauft hat, nicht fassen und möchte doch deren Geheimnis ergründen. Ja, manchmal erfaßt sie sogar der Gedanke: das wäre das einzig Richtige in der Welt: das „Sich-aufopfern für andere".

Schwester Angelina unterrichtet die armen Kinder, pflegt Kranke und Sterbende und in ihren freien Stunden klöppelt sie die zartesten und feinsten Spitzen. Unaussprechlicher Friede liegt über ihr blasses, edles Gesicht gebreitet. Die Kinder beten sie an, und wird jemand krank, verlangt er die Sorella Angelina, denn dann ist's, als stünde ein Engel am Bette.

Der unwandelbare, heitere Gleichmuth der Nonne ist für Renée ein unbegreifliches Wunder, und sie fragt sich: „Ja, hat denn dieses Menschenkind nicht zu kämpfen wie sie, Renée? Ist ihre Seele frei von allen irdischen Wünschen und Enttäuschungen?" Die sanften, klaren Augen der Nonne geben ihr die beste Antwort. Die Sorella ist eines jener gottbegnadeten Wesen, die gleich

den Engeln diese Erde nur leise mit den Flügeln berühren. — Die Stunden, die Renée bei der Sorellina zugebracht, zählten zu ihren schönsten in Salute bis zur Ankunft Arnold's. Sie ließ sich im Spitzenklöppeln unterrichten, und bei dieser mechanischen Arbeit überkam sie eine ihr bisher unbekannte innere Ruhe. Renée liebt nicht die weiblichen Handarbeiten. Ihr unruhiger Geist verlangt nach Abwechslung. Nur die Anwesenheit der Sorellina vermochte es, sie zu fesseln. — In den letzten zwei Wochen hatte sie aber auch diese sehr vernachlässigt, und jetzt, da sie Abschied von der sanften Schwester nahm, bedauerte sie, nicht häufiger zu ihr gekommen zu sein.

Sie verspricht der Nonne, aus der Residenz schöne Spitzenmuster zu senden.

„Und, wenn Sie heiraten, Signorina", sagt die Schwester lächelnd, „werde ich Ihnen schöne Brautspitzen klöppeln. Sagen Sie es mir aber beizeiten; denn Sie wissen, solche feine Spitzen brauchen Wochen und Wochen."

Und Renée flüstert ihr fast unbewusst ins Ohr: „Beginnen Sie gleich, Sorellina."

„Dio vi benedica!" ruft die Schwester freudig aus und umarmt Renée zärtlich. —

„Noch eines, Sorellina, müssen Sie mir versprechen. Wenn ich sterbe und mich hier in Grande begraben lasse, dann schmücken Sie auch mein Grab so schön mit Rosen — ja!?“

„Che idea! eine Braut und solche Gedanken! Leben Sie nur glücklich, Signorina; das weitere liegt in Gottes Hand“, und die Nonne macht auf die Stirne Renée's das heilige Kreuzeszeichen.

Tonino's, des Postboten Mutter, ist Wäscherin und schlägt am Strand alle Tage unbarmherzig auf die Wäsche los. Wie sie nun Renée gewahr wird, die vom Kinderasyl den Weg zum Strande eingeschlagen hat, erhebt sie sich, begrüßt sie freudig und küßt ihr das Kleid. Renée hat dem armen Weibe oft ein Geldstück geschenkt für den Tonino, dass sie ihm Stiefel kaufe. Sein Vater war Fischer in Chioggia und kam alle acht Tage mit seinem Fahrzeuge nach Salute; auch heute lag derselbe im Hafen und daneben Daniele's Boot mit Blumen geschmückt. „Per i stranieri — für die Fremden“, erklärte Marietta.

Über Renée's Gesicht gleitet ein Schatten; sie läßt sich nicht wie sonst in ein längeres Gespräch mit der Wäscherin ein, sondern drückt ihr noch eine reiche Gabe in die Hand und sagt ihr

Lebewohl. Diese läſst sich aber nicht so rasch abfertigen, sondern ergießt einen Wortschwall über Renée und wünscht ihr zuletzt noch einen „bel e buon sposo“.

„Einen schönen und guten Mann!“ Daſs doch dieser Wunsch mich heute überall verfolgt, denkt Renée und lenkt ihre Schritte zur Kirche. Sie hat selten das Bedürfnis zu beten, und wenn sie es thut, geschieht es immer mit einem gewissen Vorbehalt. Sie bringt ihren Skepticismus auch in die Kirche mit: „Wenn du ein so allmächtiger Gott bist“, oder „wenn du wirklich dich um die Menschen kümmerst.“

Sie betrachtet die vielen merkwürdigen Votivgeschenke, die rechts und links von dem der Madonna geweihten Altare hängen. Menschliche Gliedmaßen aus Wachs geformt, Schiffe in allen Größen aus Holz gezimmert, bunte Bilder, verstaubte Kränze; Votivtafeln mit rührenden und naiven Inschriften. Renée kennt sie beinahe alle auswendig, und mehr als einmal hat sie ihrer Spottlust darüber freien Lauf gelassen. Heute zum erstenmale begreift sie den Drang der Menschen, etwas zu opfern, um dafür ein besseres einzutauschen, ein Glück, nach dem man sich sehnt, das man heiß begehrt.

Sie löst von ihrer Uhrkette ein kleines goldenes Herz und befestigt es an einem verwitterten verstaubten Myrtenkranz. Und zum erstenmale seit ihrer Kindheit betet sie ohne vorhergehende Prämisse: Lieber Gott, lasse mich glücklich werden mit ihm.

*

Der Fußpfad, der auf die Spitze des Monte Pietro führt, ist ziemlich steil. Renée ist eine gute Bergsteigerin und erreicht das Plateau in einer halben Stunde.

Der Rundblick da oben entzückt sie immer wieder.

Das Meer graublau, ist von kleinen leichten Wellen gekräuselt. Weiche, weiße Wolken ziehen von Süd nach Nord. Die Sonne treibt ihr kokettes Spiel mit dem Wasser, läßt es jetzt aufleuchten und aufblitzen wie eitel Silber, jetzt sich in farbloses Grau verwandeln. Kleine und große Boote schaukeln auf den Wellen, und weit draußen zieht ein Dampfer majestätisch dahin, von den Schwalben des Meeres, den weißen Möven getreulich begleitet.

Keine menschliche Seele weit und breit. Vollständige Einsamkeit! Das hat sie von jeher geliebt, das Alleinsein — doch heute — König Philipps Worte kommen ihr in den Sinn:

„Du hast mir soviel gegeben, gute Vorsicht — jetzt gib mir einen Menschen! Den einen Menschen" — fügt sie leise hinzu. —

*

Arnold war ihren Spuren gefolgt. Zuerst fragte er bei der Schwester Angelina nach Renée.

Die Nonne erwiderte lächelnd: „La cara Signorina e' già partita avanti un' ora."

Wie Arnold das Wort „cara" wohl thut! Also vor einer Stunde ist die liebe Signorina schon fortgegangen. Der Weg zum Monte San Pietro führte ihn bei Mariette vorüber, die eben im Begriffe war, die durchgepeitschte Wäsche in einem Korbe wegzutragen. Auch da bringt Renée's Name ein freundliches Lächeln hervor.

„La buona Signorina ist in die Kirche gegangen."

„La buona Signorina!" Arnold überkommt es fast wie Rührung. Alle lieben Renée, und er konnte ihr solch harte Worte sagen! Ja, und liebte er sie denn nicht?

Er betritt die Kirche, streift mit einem Blick den Hauptaltar und die Votivgeschenke. Da die Kirche leer ist, beschränkt er sich darauf, einen Myrtenzweig, den er im Vorbeigehen von einem

Strauch gebrochen, in einen vergilbten Brautkranz zu stecken, zu einem kleinen, goldenen Herzen.

Was seine Majestät der Zufall nicht alles vollbringt!

Nun hinauf den steilen Fußpfad zum Plateau des San Pietro.

Der oben angebrachte Aussichtspavillon ist leer; doch dort an einen Baum gelehnt? — Eine weibliche Gestalt!

„Renée!“ Hat er es nur gedacht oder ausgesprochen?

„Arnold!“ Hat sie es nur geahnt oder haben ihre Lippen seinen Namen zum erstenmal gerufen?

Wer kann es sagen?

Die Sonne verbirgt sich hinter einer Wolke. Sie will nicht mit ihrem gelben Lichte die zwei Menschenkinder stören, die, angesichts des rauschenden Meeres, der ziehenden Wolken, der flatternden Möven sich umschlungen halten im seligen Liebesgeflüster.

Wie allen Liebenden wurden ihnen die Stunden zu Minuten. Die Glocke der nahen Campanile verkündet die dritte Nachmittagsstunde.

Die illustren Gäste sind schon auf dem Wege nach Grande. Arnold denkt nicht daran. Die

Skeptikerin denkt aber: Ob er daran denken wird? — Es schlägt viertel, halb, dreiviertel, endlich vier Uhr.

„Vier Uhr!“ ruft Arnold erschrocken.

Renée löst plötzlich ihre Arme von seinem Hals und die großen Augen blicken ihn angstvoll an.

Ach und der so gefürchtete Name zittert auf seinen Lippen. „Lola“ —

„Gehen Sie, mein Herr! die Pflicht ruft.“ Sie sagt es halb scherzend, aber der Ausdruck ihres Gesichts straft den Scherz Lügen.

„Renée, du mein Lieb. Du hast das richtige Wort gesprochen. Die Pflicht ruft. Galen war mir ein so gütiger Vorgesetzter.“

„Und Lola?“ fällt ihm Renée heftig in's Wort.

„Renée, nichts davon!“ und Arnold schließt ihr mit einem Kuss den Mund. „Was war, ist nicht mehr! Was ich nun gefunden, ist schöner, besser —“

„Schöner. Sie spotten, mein Herr, oder soll ich es glauben, dass die Liebe Sie blind gemacht hat?“

„Ja, Renée! glaube daran — die Liebe — zweifle nicht an dieser meiner großen Liebe!“

Und das bebende Mädchen an sich ziehend, hält er sie fest umschlungen, und sie flüstert in leidenschaftlicher Erregung: „Ich lasse dich nicht mehr — ich lasse dich nicht mehr und müsste ich daran sterben! Jetzt geh — doch ich will sie nicht sehen, hörst du — ich will nicht!“

*

René eilt den Fußpfad hinunter, bei der letzten Biegung sich noch einmal umwendend und ihr einen Kuss hinaufsendend.

*

Renée blickt ihm lange nach. — Sie hat das große Glück gefunden! Wird sie es aber festhalten können? Wie kalter Todesschauer durchfährt es sie, als müsste sie daran sterben! — Die Sonne scheint warm; die Wolken sind verschwunden. Renée legt sich in den Schatten des Aussichtspavillons und schaut zum Himmel hinauf. Unnennbares Glück erfüllt ihre Seele, aber immer wieder taucht neben des Geliebten Bild jenes der schönen Lola auf und ihr Herz krampft sich schmerzhaft zusammen. Ob sie wieder ihren Zauber auf ihn ausüben wird? fragte sie sich immer, immer wieder. Wenn sie ihn nur beobachten könnte; wenn sie nur hören könnte, was er zu

ihr sagt. Wollten sie nicht den Berg besteigen? Lag die Partie nicht in ihrem Programm? Wie, wenn sie sie hier erwarten könnte, sie beobachten, sie belauschen könnte? Da, wo sie lag, konnte sie Niemand bemerken, ihr aber konnte von ihrem Versteck aus nichts entgehen.

*

Arnold war in der ersten Hälfte des Weges angelangt, als er auch schon der Gesellschaft ansichtig wurde, die offenbar früher in Grande angekommen sein mufste. Ja, das war sie; Lola v. Galen am Arme des Obersten, hinter den Beiden der Minister mit der Schriftstellerin, Wanda Rakonitz und Hofrath Keller.

Es war ihm, als erblickte er eine Vision! Da schwebte sie ihm schon entgegen, schöner denn je, in einem weißen Kleide aus weichem Stoffe, die zarten Wangen vom Gehen geröthet, die großen, dunklen, wunderbaren Augen fragend auf ihn gerichtet. Die kleine behandschuhte Hand streckte sich ihm entgegen. Er konnte nicht anders als sie küssen, doch wich er den feurigen Blicken aus, die sie auf ihn richtete.

„Da Mahomet nicht zum Berg gekommen ist, kommt der Berg zu Mahomet“, rief ihm der

Minister lachend entgegen und reichte ihm die Hand. Excellenz v. Galen ist ein kleiner, wohlbeleibter Mann mit einem dicken Gesicht, aus dem ein paar kluge Augen hervorblicken. Er keuchte und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Arnold stammelte eine Entschuldigung.

„A paperlapa, qui s'excuse, s'accuse, mein Freund. Sie haben da oben wohl Meeresstudien gemacht und darüber vergessen, dass man von Freunden erwartet wird."

„Ja, Meeresstudien sind sehr interessant", flötete die Polin, mit einem bedeutungsvollen Blick auf Arnold gerichtet, als wollte sie sagen: wir wissen schon, worin deine Meeresstudien bestanden haben.

„Jetzt müssen Sie aber zur Strafe das Versäumte nachholen, mein lieber Renk, und den Berg nochmals mit mir besteigen."

„Selbstverständlich", murmelte Arnold.

Lola hatte noch kein Wort gesprochen. Nun aber wandte sie sich zu ihrem Mann und sagte mit der unschuldigsten Miene:

„Lieber August, ich werde mit Herrn v. Renk vorausgehen, um die schöne Aussicht länger zu genießen; auch habe ich, wie du weißt, Herrn

v. Renk vieles zu erzählen, was ihn sehr interessieren wird. Ich lasse dich in vorzüglicher Gesellschaft. Gehe nur sehr langsam, damit du dich nicht erhitzest."

Mit einem freundlichen Kopfnicken für die ganze Gesellschaft nahm sie Renk's Arm und stieg den Berg hinauf.

Anfangs sprach sie nichts. Ihr Arm lag weich und schmiegsam in dem seinen. Sie seufzte ein paarmal tief auf. Endlich flüsterte sie: „Nun beichte."

Und da Arnold wieder schwieg, in erregtem Tone: „Du hast mich nicht mehr lieb! Du bist mir untreu geworden — Arnold!" und sein Name klingt wie ein Aufschrei in ihrer Seele.

„Du liebst eine Andere!"

Nie macht ein Mann eine kläglichere Figur, als wenn er aus schönem Frauenmund wohlverdiente Vorwürfe anhören muss und sich nicht rechtfertigen kann.

„Du antwortest nicht? — Arnold! du bist treulos und feige!"

Und sie reißt sich von ihm los und eilt im Sturmesschritt das letzte Stück des Bergweges hinauf — ohne innezuhalten dem Lusthaus zu, hinter welchem Renée noch immer von dem großen

Glücke träumt. Dort wirft sie sich auf die Bank und den Kopf auf die verschränkten Arme legend, bricht sie in leidenschaftliches Weinen aus.

Renk eilt ihr nach, und wie er sie so erblickt, in Schmerz aufgelöst, fühlt er tiefes Mitleid für die schöne Frau, ja für die schönste der Frauen. Er hebt das Köpfchen in die Höhe und sich neben sie setzend, trachtet er liebevoll, sie zu beruhigen.

„Lola — süße Lola — weine nicht! Um Gotteswillen weine nicht! Ich habe dich ja noch lieb — aber sieh — dein Mann — die große Unehrlichkeit — der Betrug —“

„Ach was — mein Mann! Du — du! Dich habe ich verloren!“

„Lola beruhige dich! — du hast mich nicht verloren! Ich bleibe dein Freund zeitlebens. Ich schwöre es dir!“

„Ach was, ich brauche deine Freundschaft nicht, ich will nur deine Liebe!“ Und ihre beiden Arme um seinen Hals schlingend, legt sie wie ein Kind ihren Kopf an seine Brust und weint und weint —

Und indes ihre Thränen fließen, ringt Arnold nach Kraft und Worten. „Höre Lola! Wir können uns doch nicht besitzen.“

„Warum nicht, Arnold?“

„Ich meine Lola, nicht ganz besitzen, nicht wahr?“

Und Lola schüttelt verneinend das Haupt.

„Und unsere Liebe ist ein Frevel an deinem Mann, meinem Gönner.“

Keine Erwiderung. Die Augen werden mit dem Spitzentüchlein getrocknet; dann schmiegt sie sich wieder innig an den geliebten Mann.

„Warum sollen wir unser ganzes Leben uns mit einer schuldvollen Neigung, einem sündigen Verkehr belasten? Wir würden ja nie vollkommen glücklich sein, und es ist unwürdig, ewig Verstecken zu spielen und den besten Mann zu hintergehen. Ich werde dich immer, immer lieben, du süße, einzige Lola.“ Und die liebliche Frauengestalt in seine Arme schließend, fügt er leise hinzu, „auch wenn ich mich verheirate.“

Nun reißen sich ihre Arme gewaltsam von ihm los, gerade wie vor einer Stunde die Renée's — und sonderbar, die Erinnerung an jenen Augenblick gibt ihm seine moralische Kraft wieder. „Ja, Lola ich heirate!“

„Renée v. Werther?“ Wie zornig, wie leidenschaftlich dieser Name von ihren Lippen kommt.

„Jawohl, Lola, Renée v. Werther. Sie ist ein geistreiches, liebenswertes“ — ein kokettes,

berechnendes, abscheuliches Geschöpf fällt Lola heftig in's Wort, und ist in ihrem Zorn verführerischer denn je — Renk ist ganz unter ihrem Bann. Er kann nicht weiter sprechen, denn Stimmen werden laut; die Gesellschaft ist ihnen nachgekommen. Lola spannt ihren Sonnenschirm auf, um ihr glühendes Antlitz und die verweinten Augen zu verbergen. Doch schon hat Wanda, die den Anderen vorausgeeilt war, die Thränenspuren entdeckt und betrachtet die Beiden, Arnold und Lola, mit spöttischen Blicken.

Der Minister ist erschöpft und läßt den Wortschwall der Schriftstellerin über sich ergehen. Jetzt ist auch für sie der richtige Augenblick zur Übergabe des Gedichts gekommen, das sie den ganzen Weg krampfhaft in der Hand gehalten. Es ist zwar etwas zerknittert, aber der Minister bemerkt das nicht und steckt es, zerstreut dankend, in die Brusttasche. Das Gespräch wird allgemein. Man bewundert das Meer, den Himmel; man spricht über Politik, über die Tagesfragen und endlich wird beschlossen, in die Pension zurückzukehren und den Afternoon Tea zu nehmen.

Arnold geht an der Seite des Ministers, Lola am Arm des Obersten. Der Hofrath martert Fräulein Weidelhuber mit seinem sich immer

wiederholenden: „Was hat der Minister g'sagt?“ Wanda Rakonitz aber flattert von dem Einen zum Andern und versteht es, den Namen Renée in die Conversation einzuflechten.

Der Minister hätte das Fräulein v. Werther gern gesehen und gesprochen. Doch sie war nicht sichtbar. Wo konnte sie sein?

Ja, wo konnte sie sein? Das fragte sich Arnold. Es gab nur den einen Fußweg auf den Monte San Pietro. Hinabgestiegen war sie also nicht, sonst hätte sie der Gesellschaft begegnen müssen.

In der Pension angelangt, wurden die Gäste in den Speisesaal geführt, wo Fräulein Emma ihr Bestes gethan hatte, um einen regelrechten Afternoon Tea in Scene zu setzen. Arnold konnte aber seine Angst nicht mehr bemeistern. So oft sich die Thüre des Speisesaales öffnete, glaubte er Renée zu sehen. Das Erscheinen eines neuen Gastes, des Grafen Golz, der mit einem Boote von Piccolo nachgefahren war, brachte neues Leben in die Gesellschaft. Auch Lola, die bis dahin sehr still gewesen, belebte sich nach und nach, und Arnold bemerkte, wie sie sich auffallend zu dem hübschen, eleganten Diplomaten wandte, ihn aber mit sichtlicher Kälte behandelte. Dies

Benehmen der schönen Frau schmerzte ihn nicht; war er ja nur von dem einen Gedanken erfüllt: Renée sollte längst heimgekehrt sein.

Als die Gäste sich anschickten, die Pension zu besichtigen, litt es ihn nicht länger, und er entfernte sich unter dem Vorwande, nach dem Boote sehen zu wollen, das ihn mit den unter seinen Schutz gestellten Damen zum Dampfer bringen sollte.

Sein erster Gedanke war, auf den Monte San Pietro zu eilen, um Renée dort zu suchen. Schon befand er sich auf dem Anstieg, als er sich eines Anderen besann und zum Strande hinübereilte, Daniele auszuforschen, ob er nicht Renée gesehen habe. Daniele's Boot war nicht zu sehen, und die anderen Schiffer wußsten nicht Bescheid. Ja, doch, Marietta's Mann, der Chioggiotte, hatte Daniele singen hören, draußen außerhalb der Bucht. Er habe wahrscheinlich jemand nach Piccolo geführt. Wenn dieser jemand Renée wäre!

Die untergehende Sonne färbte den Himmel und die Wellen roth. Der Wind hatte sich gelegt, Arnold starrte auf die See hinaus. Eine bange, düstere, immer wiederkehrende Ahnung ängstigte seine Seele. Was sollte er thun? Aufs Gerathewohl ihr folgen? Aber wohin? — Vielleicht war

sie indessen heimgekehrt? Mit fliegendem Athem lief er zur Pension zurück. Miß Plum stand am offenen Fenster und hinter ihr lugte Wanda's dunkler Kopf hervor.

„Ist Fräulein Renée heimgekehrt?" ruft er angstvoll hinauf.

„Dear me no," erwidert klagend die Engländerin.

„Vielleicht hat sie sich wie weiland Sappho vom Monte San Pietro ins Meer gestürzt," ruft Wanda dazwischen.

Ein beschwörender Blick aus Miß Plum's wasserblauen Augen gebietet ihr Schweigen.

„Kommen Sie mit mir, Miß Plum. Wir wollen Fräulein Renée suchen, der Chioggiotte, Marietta's Mann, wird uns rudern."

Jetzt abends aufs Meer hinaus! Das konnte der armen Miß nur ein Verrückter zumuthen. Doch Arnold war auf dem besten Wege, verrückt zu werden. Ohne eine weitere Antwort abzuwarten, eilte er neuerdings zum Landungsplatz. Dort fand er den Minister, Lola am Arme des Grafen, den Obersten und die Schriftstellerin rathlos und in großer Aufregung; denn das blumengeschmückte Boot Daniele's fehlte.

„Das ist schön, Renk, dass Sie noch kommen,“ rief der Minister Arnold zu. „Sie sehen uns in größter Verlegenheit; unser Boot ist nicht da.“

„Nein, es ist nicht da,“ erwiderte Arnold wie geistesabwesend und starrte hinaus in die Abenddämmerung. Graf Golz aber wurde ungeduldig, rief einen der Schiffer herbei und bewog Lola und den Minister, ein anderes Schiff zu besteigen.

„Kommen Sie mit uns Renk?“

„Nein, Excellenz, bedauere — aber da ich heute Nacht abreise —“

„Natürlich,“ erwiderte der Exminister etwas spitz. Er hatte seit seiner Demission schon manche Erfahrung über den Undank der Menschen gemacht. Lola hatte kein Abschiedswort für Arnold. Sie schäkerte mit Golz und lachte laut, zu laut, wie es ihn däuchte, als dass dieses Lachen echt gewesen wäre.

Die Zurückbleibenden schwenkten mit den Tüchern, bis das Schiff ihren Blicken entschwand. Eben landete Baronin Hiller, die in Piccolo gewesen, um den Besuchen in der Pension zu entgehen. Sie theilte Arnold mit, dass sie Daniele's Boot gesehen habe. Es saß jemand darin; wer, konnte sie nicht erkennen. Das Boot steuerte der gegenüber Piccolo liegenden Insel zu.

„Ich danke Ihnen," erwiderte René und drückte ihr so stark die Hand, dass sie fast aufschrie vor Schmerz. Dann sprang er in eines der Boote und gab dem Schiffer die Weisung, die Richtung einzuschlagen, welche die Baronin angegeben hatte. Der Mond stieg eben am Himmel auf, und sein fahles Licht hüllte die ganze Gegend in märchenhafte Schöne.

*

Weit draußen schaukelt Daniele's Boot. Renée sitzt unbeweglich und blickt in die mondbeschienene Flut. Eine merkwürdige Ruhe ist über sie gekommen. Sie kann weder denken, noch fühlen. Ihr ist, als wäre sie todt.

Doch noch vor kurzem, wie hat es in ihrer Seele gestürmt und getobt! Was für Qualen hat sie erduldet! Bald hatte sie sich die Ohren zugehalten, dann hatte sie wieder gehorcht mit fliegenden Pulsen und klopfendem Herzen. Und als sie fort waren, da hat sie die Hände gerungen und laut aufgeschrien vor Schmerz und sich und den Geliebten verflucht und ihr Dasein verwünscht. Er, der Einzige, den sie wahrhaft geliebt, er war falsch und treulos! Wie von Furien gejagt, war sie den Berg hinabgerannt

bis an das Meer und wollte sich das Leben nehmen durch einen kühnen Sprung.

Doch alle die Schiffer waren da und kochten ihre Polenta und luden sie ein, davon zu kosten — und sie kam sich so lächerlich vor und lachte und scherzte mit ihnen. Und als sie Daniele's blumengeschmücktes Boot erblickte, da sprang sie lachend in dasselbe, und Daniele musste sie dahin rudern, wo sein Weib und Kind umgekommen waren. Sie bat ihn, seine traurigen Lieder zu singen und rief den anderen Schiffern: „addio“ zu, und „addio signorina!“ klang es zu ihr herüber.

Daniele's Gesang stimmte sie weich — sie weinte. Und als Daniele sie fragte: „e' triste la signorina?“ und sie bejahend das Haupt neigte, da schwieg er stille und ruderte weiter und weiter hinaus in die dämmerige See!

Als aber der Mond aufstieg und das Wasser silbern von den Rudern tropfte, da fragte er wieder: „ritorniamo, signorina? Kehren wir um?“

„No, Daniele!“ kam es fast bittend von ihren Lippen. Nein, sie wollte nicht zurückkehren zu den Menschen!

„Va bene“ — Daniele kannte diese Stimmung. Nicht zurückkehren. Er kannte das Wort triste —

und wusste, dass es kein besseres Mittel dafür gebe, als eine einsame Fahrt auf dem einsamen Meere. So ruderte er schweigend weiter.

*

Da — horch! Ein Ruderschlag! Immer näher und näher! Und sieh, ein zweites Boot mit einem einsamen Nachtschwärmer! Und jetzt? Erzittert nicht ein Name über die Wellen? „Renée!" Und jetzt wieder: „Renée!" Und nun zum drittenmale ganz nahe: „Renée!"

Die also Gerufene regt sich nicht. Daniele erkennt den Schiffer Lorenzo und den Signore, den er das letztemal mit dem Fräulein von Piccolo nach Grande geführt. Er hält im Rudern inne, so dass das zweite Boot ganz nahe herankommen kann. Ganz nahe!

Und jetzt entspinnt sich ein seltsames Zwiegespräch, von dem leisen Anschlagen der Wellen begleitet.

„Renée sprich! Ich beschwöre Dich!"

Keine Antwort — das Antlitz ist abgewandt; die rechte Hand spielt nachlässig mit den Wellen.

„Um Gotteswillen, höre mich! Du zürnst mir — aber bei Gott! Du thust mir unrecht!

Du bist im Irrthum! Jene Frau ist mir nichts mehr — gar nichts mehr — Du bist mir alles! Komm, kehre um — das Dampfschiff kommt gleich. Wir wollen heimfahren! Hörst Du, Renée — heimfahren! Du als meine geliebte Braut! Sage nur ein Wort! Du tödtest mich ja!"

„Ich bin schon todt," kommt es nun leise von Renée's Lippen. „Geh, ich bleibe hier —"

„Renée, sei kein thörichtes Kind!"

„Kehr' um Daniele, dem Dampfer entgegen."

„Geh doch zu ihr — ich will nicht mehr leben!" Und mit unsagbarer Leidenschaft die Arme ausbreitend: „Das Leben ist mir eine Qual! Ich will es von mir werfen" — und in dem ihr eigenen spöttischen Tone: „Du hast ja gesagt, das Meer decke Schätze — ich suche mir einen Schatz da unten." Und — ehe Arnold antworten, geschweige es verhindern kann, geschieht das Entsetzliche: Renée neigt sich über Bord und stürzt ins Meer.

*

Ein Schrei erschüttert die Luft. Arnold hat ihn ausgestoßen, als er in die Fluthen sprang, Renée zu retten. Sie ist verschwunden — doch in einer Secunde taucht ihr mondbeschienenes,

bleiches Antlitz aus den Fluten. Schon ist Arnold bei ihr — schon hat er sie erfaßt, und Daniele und Lorenzo helfen ihm, die leblose Gestalt in Daniele's Boot zu heben — ziehen ihn selbst mit übermenschlicher Kraft empor.

*

In Blumen gebettet liegt sie da — starr und bleich. Arnold beugt sich über sie, reibt die erstarrten Glieder, küßt die geschlossenen Augen, streichelt das nasse Haar. Daniele deckt sie mit seinem Rock. Dann horcht Arnold an ihrem Herzen — es schlägt nicht mehr. Renée v. Werther ist todt.

*

Aus den drei Tagebüchern:

Die Schriftstellerin: Das schrecklichste ist geschehen! Herr v. Renk hat Renée v. Werther als Leiche heimgebracht. Wie Ophelia lag sie unter Blumen gebettet — schöner als im Leben! Sie wird in Salute begraben. Welche Tragödie!

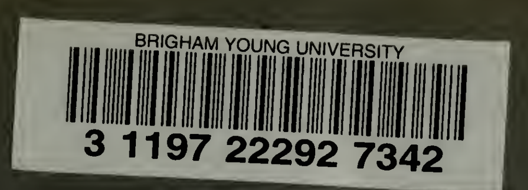
Wanda Rakonitz: Das Spiel hat schlecht geendet. Sie sagen, Renée hat das Übergewicht bekommen — Larifari — sie hat sich selbst den Tod gegeben aus Eifersucht. Morgen kommen die Eltern. Davor ist mir bange.

Renée's Tagebuch ist abgebrochen. Die letzten Worte darin waren: Ich habe das große Glück gefunden! —

*

Schwester Angelina wird das Grab in ihre Obhut nehmen und Rosen darauf pflanzen.





Druck v. Bruno Bartelt, Wien, XVIII/1 Theresiengasse 3.